

**Nr. 827-833 ANFANG FEBRUAR 1930 XXXI. JAHR**

---

---

# **DIE FACKEL**

**HERAUSGEBER**

# **KARL KRAUS**

**INHALT:**

**Die Unüberwindlichen /  
Vorlesungen / Von der Polemik / Die Schändung  
von »Pariser Leben« / Rätsel / Berlin / Weltspiegel /  
Barbara oder . . . / Ein Zwischenfall / Notizen /  
Die Dummheitskonkurrenz**

**NACHDRUCK VERBOTEN**

**Preis dieses Heftes:**

**Kč 17.50**

**VERLAG 'DIE FACKEL', WIEN**

**III., Hintere Zollamtsstraße 3 Telephon Nr. U 12255**

---

**ERSCHEINT VIERTELJÄHRLICH MINDESTENS EINMAL**

(Unverkäuflicher Anzeigenraum)

Im Erscheinen

## **DIE CHINESISCHE MAUER**

broschiert Kč 45.—  
gebunden Kč 54.—

## **DIE UNÜBERWINDLICHEN**

Nachkriegsdrama in vier Akten

Broschiert Kč 30.—, Leinen Kč 39.—

## **Literatur und Lüge**

Band I.

Broschiert Kč 39.—, Leinen Kč 48.—

Verlag Richard Lányi, Wien

### **Nestroy-Bearbeitungen von Karl Kraus**

#### **DAS NOTWENDIGE UND DAS ÜBERFLÜSSIGE**

Mit einem Vorwort und einer Notenbeilage      Broschiert Rm. —80

#### **DER KONFUSE ZAUBERER**

Mit einem Vorwort und einer Notenbeilage      Broschiert Rm. 1:50

**Eugen Auerbach: Kompositionen zu »Schnellzug« und »Nächtliche Stunde«**

Rm. —60

Rm. —80

# DIE FACKEL

Nr. 827—833 ANFANG FEBRUAR 1930 XXXI. JAHR

## Die Unüberwindlichen <sup>1</sup>

Dieser Tag soll nicht durch griesgrämige Erwägungen verdorben werden. Der Gedanke, was alles noch zu tun ist für unsere Rettung, soll nicht das Leuchten des Frohsinns umdüstern, nicht die Stärke des Jubelrufes lähmen. Wir haben einen Kanzler, der volkstümlich geworden ist, sowohl durch seine Taten, wie durch den Zuschnitt seines Wesens, wir spüren die Welle des Volksgeföhles, die aufbrandet in Sympathie, in Freundschaft, in Verehrung. Die Wärme, die von ihm ausgeht, die Unbefangenheit, die — wagen wir es zu sagen — Naivität im edelsten Sinne des Wortes, gepaart mit so viel Klugheit, Willenskraft und Beharrungsvermögen, das alles zusammen hat ihm das Gemüt des Österreicherers erobert, und wenn noch das Element eines wirklichen Erfolges hinzukommt, dann vermählt sich der persönliche Reiz mit der sachlichen Wertschätzung. Dann entsteht jene stürmische Erregung, die gestern dem Bundeskanzler entgegenschlug, als er über Passau, Linz und St. Pölten, begrüßt und gefeiert, in Wien auf dem Westbahnhofe ankam. Seit Lueger hat Österreich keinen Mann von solcher Volkstümlichkeit besessen, und Schober ist auf reinere Art in den Besitz dieses Rufes gelangt, ohne die unvermeidlichen Schlacken, die dem Anfange jedes Volksführers anhaften. Hätte diese Regierungszeit, die, man muß sich daran erinnern, erst vier Monate dauert, hätte sie nichts anderes gebracht als dieses Aufblühen der Volksliebe für einen ehrlichen Staatsmann, hätte sie nichts anderes erzeugt als dieses innere Band zwischen einem bürgerlichen Kanzler und seinem Lande, sie wäre für Österreich schon als fruchtbar zu bezeichnen, als Geschenk des Schicksals, das wir ehrfürchtig empfangen müssen wie jede glückliche Fügung. — —

Bundeskanzler Schober hatte die Freundlichkeit, auf der Fahrt nach Wien im Eisenbahncoupe einen unserer Redakteure zu empfangen und ihm über die Verhandlungen im Haag und ihre Ergebnisse folgende Mitteilungen zu machen:

» — — Wir konnten diesem Ansinnen gegenüber immer nur darauf verweisen, daß Österreich nicht in der Lage ist, zu bezahlen. Der Gedankengang, den wir zur Unterstützung dieses Standpunktes entwickelten, laßt sich im wesentlichen dahin präzisieren — — <sup>2</sup> «

1 Text des Nachkriegsdramas »Die Unüberwindlichen« auf dieser Homepage verfügbar

2 Das wird das deutsche Politikergesindel auch zu hören bekommen, wenn sie das den Griechen geliehene Geld zurückhaben wollen.

— — Hier aber stießen sie auf das unbedingte Nein des Kanzlers und seiner Helfer, hier ließ Schober die ganze Klaviatur seiner internationalen Verbindungen ertönen — —.

Unter dem Eindruck der heute morgens vorliegenden Meldungen, wonach das österreichische Problem bereits als gelöst betrachtet werden konnte, haben wir uns telephonisch mit dem Bundeskanzler Schober im Haag in Verbindung gesetzt. — — »Das kann ich nicht mit Bestimmtheit ausdrücken«, erwiderte Bundeskanzler Schober. »Wir haben heute die ganze Nacht gearbeitet und wir tun auch weiterhin unsere Pflicht. — — mehr kann ich nicht sagen.«

» — — Dies muß für heute genügen, denn meine Pflicht als Bundeskanzler ist es nunmehr, der gesetzgebenden Körperschaft, beziehungsweise dem zuständigen Ausschuß den formalen und materiellen Bericht zu erstatten.«

— — In Grieskirchen war eine Musikkapelle ausgerückt, der Bürgermeister feierte Schober als den Retter Österreichs, und die Bevölkerung jubelte ihm zu. — — Hier bemerkte der Bundeskanzler im Gespräch mit den Herren, er habe vor vierundzwanzig Stunden noch keinen sicheren Bescheid in der Tasche gehabt. Erst um halb 6 Uhr abends hat er unterschreiben können und um 6 Uhr mußte er zur Bahn eilen <sup>1</sup>. Auch in Neumarkt und Schallerbach wurde der Bundeskanzler von der Bevölkerung lebhaft akklamiert.

In Linz, Wels und St. Pölten erwarteten den heimkehrenden Bundeskanzler außer den anderen offiziellen Persönlichkeiten auch starke Abordnungen des Bundesheeres. In ihren schlichten, grauen Uniformen standen die Offiziere am Perron. Waren es in Linz Deputationen des schmucken Alpenjägerregiments Nr. 7 und des vierten Brigadekommandos, die mit der Musik der Siebener die schöne alte Weise, die nun wieder neu als Hymne unseres Vaterlandes klingt, intonierten, so riefen die Achter—Alpenjäger in Wels begeistert ein Hurra dem Retter Österreichs zu, während in St. Pölten das Offizierkorps des Infanterieregiments Nr. 6 sowie der gesamte Stab des dritten Brigadekommandos, mit Generalmajor Ingenieur Janda an der Spitze, auf dem Bahnsteig versammelt, den Bundeskanzler begrüßten.

— — In Wien glich der Empfang Schobers dem eines siegreich heimkehrenden Generals. — —

Schober Ehrendoktor der Wiener Universität  
Baron Louis Rothschild hat seinen ersten Löwen geschossen  
400.000 Arbeitslose in Österreich

Vor 9 Uhr erscheinen viele Herren mit einem rot—weißen Abzeichen im Knopfloch: 200 Mitglieder des Wiener Männergesangvereines, die den Willkommgruß im Liede entbieten und dem Kanzler

---

<sup>1</sup> Das waren noch Zeiten, als Politiker mit fahrplanmäßigen Eisenbahnzügen fuhren. Heute fährt Gesundheitsministerin Genossin Ulla Schmidt mit dem Flieger nach Spanien und läßt ihren Dienstwagen nachkommen.

durch ihren Vorstand die Ehrenmitgliedschaft ihres Vereines verleihen werden. — —

9 Uhr 25 Minuten: Der Universitätssängerbund der Gibellinen, deren »Alter Herr« Bundeskanzler Schober ist, rückt an und nimmt gleichfalls Aufstellung. Der Perron ist bereits so dicht gefüllt, daß die erschienenen Gäste auf das erste Geleise treten müssen. Überall bilden sich lebhaft diskutierende Gruppen — —

9 Uhr 35 Minuten: Die Spannung ist auf das höchste gestiegen — —

Und da wird auch schon die Gestalt des Kanzlers in der Tür des Schlafwagens sichtbar und im selben Moment intoniert die Musikkapelle die österreichische Hymne und man hört mit Rührung und Freude wieder die alten Klänge des »Gott erhalte«. — —

Umgeben von den Mitgliedern des Kabinetts tritt dem Kanzler seine Gattin entgegen. Sie begrüßt er vor allem. Wortlos bückt sich der Kanzler herab und küßt seiner Frau die Hand. Dann streckte er seine Rechte den Ministern entgegen und vielen anderen, die zur Begrüßung erschienen waren. Die Militärkapelle hat die Hymne beendet, nun wird das alte Haydnsche Lied mit neuem Text vom Männergesangverein gesungen — — Plötzlich ruft jemand: »Hoch der Retter Österreichs!« und tausendstimmig wird der Ruf wiederholt. — — »Achtgeben, daß der Kanzler nicht fällt!« ruft ein Hofrat der Polizei den Wachbeamten zu. Aber Schober geht, zwar immer noch umdrängt und langsam, aber sicher und lächelnd über die Schienen auf den Perron.

» — — Die Berichte aus dem Haag haben uns allen gezeigt, daß dieses Ergebnis nicht leicht zu erzielen war, daß nur ein Kämpfer, der den Glauben an sich und seine Sache nie verliert, dessen Mut nie wankend, dessen Siegeshoffnung nie welk wird, diesen Sieg erringen konnte. Ich spreche von Sieg. Und wahrlich: ein Sieg ist es gewesen, ein Sieg um den Frieden Österreichs und um den Frieden Europas. - - «

Bundeskanzler Schober, immer noch entblößten Hauptes, antwortet:

»Sehr geehrter Herr Vizekanzler! Sie haben mit vom Herzen kommenden und zu Herzen dringenden Worten meiner Tätigkeit in vielleicht zu überschwänglicher Weise gedacht. Ich kann das nicht für mich allein in Anspruch nehmen. — — Diesmal ist es gelungen, und das ist das Verdienst, daß es diesmal gelungen ist. Ich danke dem Herrgott, daß er die Österreicher nicht vergessen hat, daß er jetzt gefunden hat, es ist höchste Zeit, daß unser Land befreit wird. — — «

Camillo Castiglioni soll in Wien bleiben!

Eine Vorsprache der Wiener Intellektuellen beim Bundeskanzler

Wie die Politische Korrespondenz erfährt, wurde Bundeskanzler Schober gestern von einer Deputation der Wiener Intellektuellen die Abschrift eines Briefes übergeben, der Camillo Castiglioni ges-

tern überreicht worden ist. In diesem Schreiben wird Castiglioni mit warmen Worten der Dank und die würdigende Anerkennung für all das, was er zugunsten der österreichischen Kunst, des Theaters, der Musik und der Wissenschaft geleistet hat, ausgesprochen und an ihn das Ersuchen gerichtet, seinen Wohnort auch weiterhin in Österreich zu behalten. Das Schreiben trägt unter anderen folgende Unterschriften: Hofrat Professor Josef Bick, Generaldirektor der Nationalbibliothek; Hofrat Professor Julius Bittner, Präsident der Genossenschaft dramatischer Autoren; Egon Conte Corti; General Ferdinand Deutelmöser; Exzellenz Wilhelm Exner; Hofrat Dr. Gustav Glück, Direktor der Gemäldegalerie; Hofrat Dr. Franz Martin Haberditzl, Direktor der Österreichischen Staatsgalerie; Gräfin Johanna Hattenau; Franz Herterich, Direktor des Burgtheaters; L. Hlawatsch, für das Präsidium des Wiener Sinfonieorchesters; Dr. Gustav Huber, Präsident des Vereines des Deutschen Volkstheaters; Dr. Wilhelm Kienzl, Präsident der Autorengesellschaft; Leopold Lipschütz, Präsident der Concordia; Franz Malrecker und Anton Weiß, für die Wiener Philharmoniker; Viktor Maiwald, Vorstandsmitglied der Konzertvereinigung des Wiener Staatsopernchors; Julius Meinl, Präsident des Österreichischen Klubs; Graf Albert Mensdorff, Präsident des Vereines der Freunde des Kulturhistorischen Museums; Dr. Felix Oppenheimer, Präsident des Vereines der Museumsfreunde; Dr. Leo Planiscig; Professor H. Rebel, Direktor des Naturhistorischen Museums; Max Reinhardt; Professor Alfred Roller; Hofrat Arnold Rosé; Felix Salten, Präsident des Österreichischen Penklubs; Grete v. Urbanitzky; Franz Schalk; Dr. August Schestag, Direktor des Österreichischen Museums für Kunst und Industrie; Franz Schmidt, Rektor der Hochschule für Musik und darstellende Kunst; Franz Schneiderhan, Generaldirektor der Österreichischen Bundestheater; Dr. Richard Strauß; Hofrat Hugo Thimig; Sektionschef W. Weckbecker, Präsident der Gesellschaft der Freunde der Nationalbibliothek.

— — Seitdem die Republik Österreich ihr mühseliges, durch innere Zerklüftung unendlich erschwertes Dasein fortschleppt, hat sich noch niemals der Fall ergeben, daß die gesamte öffentliche Meinung völlig restlos eine Einheitsfront in der Beurteilung einer staatsmännischen Leistung gebildet hätte. — — In der gesamten Wiener Presse, sowohl in den Parteiorganen von der äußersten Rechten bis zur sozialdemokratischen Linken — —

— — Als die Menge den Kanzler erblickt, riefen alle: »Hoch Schober!« Tücher und Hüte werden geschwenkt, Kinder emporgehoben. — —

Die Großdeutschen stehen hinter dem Kanzler

— — Zarboch — — Wotawa — —

— — Nochmals kurze Abschiedshändedrücke mit den Herren der Gesandtschaften und seines nächsten Gefolges tauschend, bemerkte Bundeskanzler Schober, endlich dem großen Empfangs-

trubel entkommen, zu seiner Gemahlin: »Jetzt ist aber hoffentlich die Zeit da, daß wir nach Hause fahren können« und verließ, seine Gattin am Arm führend, den Hofwartesalon.

— — Chefredakteur Dr. Kruckenhauser hielt an den Bundeskanzler namens der österreichischen Presse eine Ansprache, in der er unter anderm sagte: — — Durch die Art Ihrer Persönlichkeit, durch das typisch österreichische Ihrer Persönlichkeit, durch den Charme, der Ihre Persönlichkeit umfließt, durch die Natürlichkeit und durch die kultivierte Geistigkeit, die Ihre Handlungen und Reden begleiten, haben Sie diesen Erfolg erreicht. Das erfüllt uns Österreicher mit Stolz. Wir haben starkes und unentwegtes Vertrauen in die Kraft Ihrer Persönlichkeit — —

» — — Was die Verhandlungen selbst anbelangt, so konnte sich die österreichische Delegation auf zwei Argumente stützen: Österreich ist nicht imstande zu zahlen, aber es darf auch gar nicht zahlen — — «

» — — Das kam auch in den Ansprachen zum Ausdruck, die seitens der Prominenten der Konferenz gehalten wurden. Ich glaube — nicht nur als Österreicher —, hier sagen zu müssen, daß wir endlich wieder ein freies Volk geworden sind, und daß es jetzt uns überlassen ist, zu zeigen, daß wir der Freiheit, die wir wieder erlangt haben, würdig sind — — «

— — P. wurde gepackt — — Dem P. wurden dabei die Kleider zerrissen — — P. wurde auf die nächste Wachstube mehr geschleppt als geführt. Seine Frau und sein Schwager wollten als Zeugen mitgehen, wurden aber nicht in die Wachstube gelassen. Dabei fielen Ausdrücke, wie Hure und Canaille. In der Wachstube wurde P. übel hergerichtet; man schlug ihn, ein Beamter klemmte den Kopf zwischen die Beine und hieb mit dem Gummiknüttl auf den Mann ein. Als ihm übel wurde, wurde er mit Wasser begossen. Seine Frau und sein Schwager, denen es mittlerweile doch gelungen war, in die Wachstube zu kommen, sahen, wie P. in einem Nebenraum mißhandelt wurde.

— — worauf die kleine Steffi Kallab ein Weihnachtsgedicht vortrug, das die Lage in Österreich schildert, das nicht zur Ruhe kommen konnte, bis Bundeskanzler Schober das Steuer des Staates in die Hand nahm und der Republik den Weihnachtsfrieden brachte. An diese Worte anknüpfend, führte Bundeskanzler Schober aus, es solle jetzt nicht von vergangenen bösen Zeiten gesprochen werden. Gerade die unruhige Zeit im Sommer habe ihn veranlaßt, sich schon damals mit dem Christkind in Verbindung zu setzen, da er nach dem September kaum mehr Zeit gehabt hätte. Und das sei sehr gut gewesen; denn die im Sommer gemachten Bestellungen seien pünktlich ausgeführt worden, so haben wir friedliche Weihnachten bekommen.

Bundeskanzler Schober war in bester Stimmung. Nach der Spannung der letzten Konferenztage empfand er wahre Befreiung. Im

Zuge verzehrte er das mitgebrachte Abendbrot. Die Fragen Ihres Sonderberichterstatters beantwortete er wie folgt:

» — — Vom Anfang an vertraten wir den Standpunkt, eine möglichst vollständige, ja eine ganz vollständige Lösung zu erreichen, um allen diesen Fragen ein Ende zu machen. Schwamm darüber. — — «

»Darf ich Sie um Einzelheften fragen, Herr Bundeskanzler?« »Es gibt keine Einzelheiten«, antwortete der Bundeskanzler. — —

Besonders erfreulich ist es, daß anscheinend nach den bisherigen Mitteilungen keinerlei Details das Gesamtbild stören. Der Bundeskanzler hat unserem Spezialkorrespondenten noch bei der Abreise vom Haag erklärt: Es gibt keine Einzelheiten.

» — — Das Gesamturteil wird allerdings erst dann abgegeben werden können, wenn der Bericht des Bundeskanzlers In allen Einzelheiten vorliegt — — «

» — — Die Nachrichten, die aus dem Haag kommen, sind sehr erfreulich. In kürzester Frist werden wir die Einzelheiten erhalten — — «

Georg und Stephan, zwei Burschen aus reichem Bauernhause in Groß—Krut, wollten schon seit langem einem großen Verkehrsunglück beiwohnen. An einem Julisonntag im vergangenen Jahre schleppten sie gegen Mitternacht einen 10 Meter langen und 35 Zentimeter breiten Lichtmast auf die Bezirksstraße und legten ihn quer über den Verkehrsweg. Die Stelle, wo sie dieses Verkehrshindernis errichteten, war fast völlig unbeleuchtet, und bei dem großen Verkehr, der an diesem Tage herrschte, war die Gefahr für ein Unglück sehr groß. Die Burschen legten sich zirka 100 Schritte von dieser Stelle in den Hinterhalt und warteten auf die Dinge, die da kommen sollten. Zuerst fuhr ein ihnen bekannter Radfahrer vorüber, den Stephan grüßte, aber ruhig der Barrikade entgegenfahren ließ. Dem Radfahrer gelang es noch, einen halben Schritt vor dem Hindernis stehen zu bleiben, doch ein ihm auf dem Fuße folgender Motorradfahrer stieß an den Lichtmast an und fiel kopfüber von seinem Fahrzeug hinunter. Der Motorradfahrer erlitt erhebliche Verletzungen und sein Fahrzeug wurde zertrümmert. — — Die Angeklagten verantworteten sich damit, daß sie einmal ein paar Autos verunglücken sehen wollten. Der Schöffensenat verurteilte die Angeklagten im vollen Sinne der Anklage, verhängte jedoch vorläufig keine Freiheitsstrafe und gab den Bauernburschen drei Jahre Bewährungsfrist.

— — Der Jubel, der den Bundeskanzler Schober umbrauste, mußte ihm neuerdings beweisen, daß alle Niedertracht der austromarxistischen Presse, die ihn zwei Jahre hindurch »Arbeitermörder« und »Bluthund« nannte, vollständig wirkungslos geblieben ist gegenüber der ungeheuren Liebe, dem unbegrenzten Vertrauen aller Österreicher zu dem Kanzler, der die Ideale der Heimwehrebewegung zu verwirklichen im Begriffe ist.



Gestern vormittags sollte eine Kuh aus Fünfhaus nach Währing getrieben werden. — — Sie brach in der Neuberggasse aus und rannte durch die Goldschlag—, Salzer— und Grenzgasse dem Mariahilfergürtel zu. — — Immer wieder riß sie sich los, um schließlich in der oberen Mariahilferstraße herumzutollen. — —

— — *Die Nichtigkeitsbeschwerde wurde in allen Punkten verworfen, so daß das Urteil von vier Jahren schweren Kerkers gegen Philipp Halsmann in Rechtskraft erwachsen ist.* — —

Minister Snowden, der sich nur in den seltensten Fällen interviewen läßt, erklärte sich bereit — — dem Interviewer zur Verfügung zu stehen. Eingangs der Unterredung sagte Snowden, daß er mit der größten Aufmerksamkeit und Sympathie die Verhältnisse in Österreich verfolge. — — »Ich schätze Herrn Schobers staatsmännische Fähigkeiten sehr hoch und kann dem Lande, an dessen Spitze er steht, nur gratulieren. Er hat eine besonders wertvolle Gabe, die ihm im Haag ausgezeichnet zustatten kam: das ist sein guter und frischer Humor, der ihn auch in den schwierigsten Situationen nicht verließ. Dieser Humor wirkte oft ansteckend und half kräftig mit, manche schwierige und unüberwindlich scheinende Phase in den Verhandlungen günstig zu beeinflussen und zu einem positiven Ergebnis zu bringen. Ich muß sagen, daß Herr Bundeskanzler Schober rasch auch bei den anderen Delegierten der Mächte sehr beliebt war.«

#### Ein humorvoller Ausspruch

Nach seiner Dankansprache an Vizekanzler Vaugoin wandte sich Bundeskanzler Schober von dem bereits abgeschalteten Mikrophon an den Heeresminister und sagte ihm, launig lächelnd: »Froh bin ich, daß während meiner Abwesenheit nichts passiert ist.« Diese witzige Äußerung des Kanzlers löste in dessen nächster Umgebung eine stürmische Heiterkeitssalve aus.

Wie wir erfahren, entbehrt die Meldung eines ungarischen Blattes, wonach die Auslieferung des wegen Erpressung kurrendierten Emmerich Bekessy an Österreich bevorstehe, jeder tatsächlichen Grundlage.

— — Der gestrige Tag war vielleicht der Höhepunkt im Leben des Kanzlers. Es war der Ausdruck der Überzeugung: hier, in diesem Manne ist wahres Österreichertum im besten Verstande, hier, in diesem Manne hat unser Land einen Schützer, dem es Treue um Treue vergelten wird. Ein Tag der Helle in einer Zeit des Dunkels. Der Kanzler antwortet: An die Arbeit!

\*

[*Die Unüberwindlichen* von KARL KRAUS]  
*Volksbühne*, Theater am Bülowplatz

Sonntag, den 20. Oktober 1929, vormittags 11 ½ Uhr  
Regie: Heinz Dietrich Kenter. Bühnenbilder: B. F. Dolbin

### I. Akt

#### Die von der Pfeife

Barkassy, Herausgeber der ›Pfeife‹ . . . . . Peter Lorre  
Fallotai, Redaktionssekretär . . . . . Paul Nikolaus  
Ein Redaktionsdiener . . . . . Leo Balagur

Chor der Redakteure

### I. Akt

#### Die von der Pfeife

Barkassy, Herausgeber der ›Pfeife‹ . . . . . Peter Lorre  
Fallotai, Redaktionssekretär . . . . . Paul Nikolaus  
Ein Redaktionsdiener . . . . . Leo Balagur

Chor der Redakteure

### II. Akt

#### Die Diesbezüglichen

Wacker, Polizeipräsident . . . . . Hans Peppler  
Veilchen, Hofrat . . . . . Leonhard Steckel  
Hinsichtl } Konzeptsbeamte { . . . . . Josef Almas  
Rücksichtl } . . . . . Armin Schweizer  
Der Präsidialist . . . . . Martin Jacoby  
Ein Dienstmädchen . . . . . Gerda Schaefer  
Arcus, Herausgeber des ›Pfeil‹ . . . . . Ernst Ginsberg  
Barkassy . . . . . Peter Lorre

### III. Akt

#### Pariser Leben

Camillioni . . . . . Kurt Gerron  
Die Sekretärin . . . . . Cäcilie Lvovsky  
Barkassy . . . . . Peter Lorre

Chor der Bedienten

### IV. Akt

#### Stille Nacht, heilige Nacht

Wacker . . . . . Hans Peppler  
Veilchen . . . . . Leonhard Steckel  
Hinsichtl . . . . . Josef Almas  
Rücksichtl . . . . . Armin Schweizer  
Kwitschala } Kriminalbeamte { . . . . . Paul Kaufmann  
Zehetgruber } . . . . . Erwin Kleist  
Fadenhecht, Dirigent . . . . . Erich Thormann  
Ramatamer . . . . . Heinrich Gretler  
Ein prominenter Holländer . . . . . Otto Sauter-Sarto  
Der Präsident des Automobilklubs . . . . . Ernst Gert  
Lobes, Bankpräsident . . . . . Rolf Gounold  
Vollmann, Minister a. D. . . . . Gustav Sachsenhofen  
Die kleine Strohal . . . . . Ruth Witting  
Der Vertreter der ›Dötz‹ . . . . . Fritz Klaudius  
Ein Troglodyt . . . . . Sigismund von Radecki  
Der Präsidialist . . . . . Martin Jacoby  
Barkassy . . . . . Peter Lorre

Die Festgesellschaft Die Kinder

Musikalische Leitung: Hermann Fiedler / Techn. Leitung: Hanns Sachs

Die Volksbühne hat sich mit dem Ruhm begnügt, die Arbeit, die Tat dieser Aufführung an die eine Matinee gewandt zu haben. Sie weigerte sich der Übernahme in den Abendspielplan und setzte — teils mit der Begründung, daß ein Darsteller unpäßlich, teils weil die geschäftliche Chance ungünstig wäre — auch die auf den 3. November angesetzte Nachmittagsvorstellung ab,

die mit dem Hinweis auf den »außergewöhnlichen Erfolg« der Erstaufführung plakatiert worden war. Daß die angegebenen Gründe nicht zuträfen, ging selbst für den, der sich sonst dem vorschriftsmäßigen Zwang des Blödmachtwerdens nicht entziehen könnte, aus der einfachen Erwägung hervor, daß sie, wenn sie zuträfen, um keinen Preis in einem Fall Geltung erlangen durften, wo es so verdammt nahe lag, einen andern Grund der Absetzung zu vermuten. War dieser nicht vorhanden, so hätte die Volksbühne — um sich nicht zur Märtyrerin eines politischen Verdachtes zu machen, um den Anschein zu vermeiden, als gäbe sie die eigene Tat preis und zöge sich vor dem eigenen Mut zurück — ja doch alles daransetzen müssen, über äußerliche Schwierigkeiten hinwegzukommen. Da aber der andere Grund eben zuträfe und von der Volksbühne im Sinne des Einflusses, dem sie erlegen war, nicht fatiert werden konnte, so wählte sie, abwechselnd, die beiden Motive, die ihr selbst derjenige nicht glaubt, der sonst dazu inklinierte, sich blöd machen zu lassen. Gerüchtweise verlautet, daß sich die Volksbühne durch die Annahme des allerplausibelsten Verhinderungsgrundes gekränkt fühle. Es gibt kein Mittel der Verbreitung — zwischen Rede und Schrift, zwischen Radio und allen Rinden, in die man's ehedem einschneit —, das ich nicht bereit wäre solcher Kränkung angedeihen zu lassen. Und ich sage, daß selbst wenn es nicht gelänge, das Glaubhafte einmal auch zu beweisen, es doch nicht gelingen könnte, auch nur einem Spatzen auf sämtlichen Berliner Dächern die pekuniäre und sanitäre Verhinderung der »Unüberwindlichen« glaubhaft zu machen. Daß sie aufgeführt werden konnten, war ein Wunder. Daß sie nicht weiter aufgeführt wurden, war nur mehr ein Kontraktbruch. Konnte sich hier vielleicht eine Theaterdirektion darauf berufen, daß das publizistische Echo der Wirkung ausgeblieben war? Hat die Presse, von deren kritischer Entscheidung ein Spielplan abhängt, mit deren ausgeklauten Lobsätzen man in Annoncen zu werben weiß, das Theater nach dieser Premiere im Stich gelassen? Nicht durch ihr Wort, das den Erfolg sekundierte. Allerdings auch nicht durch ihr Schweigen, das den Entschluß sekundierte, den Erfolg abzuwürgen.

Unter aktiver und passiver Mitwirkung sämtlicher im Staatsleben wirkenden oder maßgebenden Gesinnungen wurde in den Tagen nach dem 20. Oktober 1929 zwischen Wien und Berlin als Nachspiel dieser vier Akte ein Gewaltakt vollzogen, wie ihn die Welt, die dramatisches Schaffen durch gesetzliche Erlaubnis, dramatische Existenz durch Erfolg und rechtliche Bindung gesichert wähnt, noch nicht erlebt hat. In Wien hat man dem Schweigen der bürgerlichen Presse aller Parteien — insbesondere der Arbeiter—Zeitung — nicht entnehmen können, daß und wie sie in Berlin gesprochen hatten. Jedoch nicht um diese äußerste aller Kontrastwirkungen herauszustellen, die sich jemals zu meiner Sache dargeboten haben, wird das folgende Meinungsbild festgehalten, an dessen dicksten Farben mir wenig gelegen ist. Sondern um mit dieser lauten Sprache ein ganz anderes Schweigen zu konfrontieren: das der Sprecher selbst, die die Aufführung der Volksbühne so einhellig akklamiert hatten und zu der Unterdrückung durch die Volksbühne so einhellig schwiegen, der Meinungsführer, die ihre kritische Autorität für die ausdrückliche Forderung der Übernahme in den Abend—Spielplan eingesetzt haben. Wie die Unüberwindlichen auf die Szene übergriffen, um den dramatischen Aufruhr zu überwinden; was sich hinter den Kulissen zwischen Theater und Politik abgespielt hat, um zu verhindern, daß es ein politisches Theater gebe: das wird die Überleitung der Szene zum Tribunal erweisen. Ähnliche Gewalttat, unter dem Beistand derer, die zu protestieren berufen wären und die durch ihr eigenes Wort zum Protest verpflichtet waren, hat keine politische Freiheit jemals geschaut und ermöglicht.

Alle — die Serie ist nicht vollständig — mit Titellettern, die sie »große Aufmachung« nennen. Voran die Preisträger (siehe S. 118 ff {'Die Dummheitskonferenz' in diesem Heft}), die bei aller Gehässigkeit nicht umhin konnten, den ungeheuren Erfolg festzustellen.

'*Vossische Zeitung*' (Ullstein):

Der Herausgeber der »Fackel«, Karl Kraus, hat aus Wien einen journalistischen Erpresser vertrieben. Das war ein Verdienst. Er hat diese seine eigene Tat in einem Drama besungen. Das ist sein Recht. Er hat sich selbst, in den »Unüberwindlichen«, auftreten lassen, als einen Rächer, vor dem die Bösewichter zittern. Das ist sein Geschmack. Vor einem Wiener Publikum hätte man wahrscheinlich auf Interesse für alle Schlüssel dieses Schlüsseldramas rechnen können. Was aber sollen die Zuschauer der Berliner Volksbühne damit anfangen?

So war man einsichtig genug, das Spiel am Sonntagmittag einem mindestens mit Wohlwollen geladenen Publikum vorzuführen. Da bei einer Dresdener Vorstellung eins der Urbilder einen ganzen Akt durch eine einstweilige Verfügung verbieten ließ, so erwarteten *die Getreuen* mit Recht eine Sensation. Aber diesmal *enttäuschte* der Bankier Castiglioni ihre *Hoffnungen*<sup>1</sup>. Denn er ließ den Bankier Camillioni getrost auftreten. *Bravo! Laßt* Karl Kraus alle Bahnen, alle Funkmikrophone frei! *Laßt ihn* öffentlich hassen. Öffentlich höhnen, bis er einmal über seine Gemeinde hinaus zum Publikum vorstößt. Dann wird er sich selbst als sein eigenes *Gespens*t unheimlich vorkommen.

Denn auf der Bühne ist dieser Haß unproduktiv, dieser Hohn steril. Deshalb bietet eine Kraus—Aufführung stets das peinliche Schauspiel der Unfruchtbarkeit, die gebären will. Wiener Personen als Schlüsselfiguren aufzudrehen — ein Spaß, der für *einen Geist wie* Karl Kraus zu billig sein sollte. Aber etwas hinter diesen Polizeipräsidenten, Börsianern, Journalisten auftauchen lassen — das erst heißt schaffen! Hinter Kraus' Bühnenmenschen steht indessen nichts als ein Name, ein Name aus dem Zeitungsblatt. *Deshalb packt den Zuschauer* in zwei endlosen Akten, beim Polizeipräsidenten und beim Bankier, *bleierne Langeweile*.

Dieser *geborene Journalist*, dieser Journalistenhasser, der *ohne Journale keinen Tag leben* könnte, hat *freilich aus seiner blitzenden Jugend* noch die Sprachkunst und den Witz des Wortes *gerettet*. So ist sein *erster Akt*, der Dialog in der Erpresser—Redaktion, noch mit bitterer Lustigkeit gewürzt. Selbst das dramatische Prinzip: du mußt es dreimal sagen! lähmte die Wirkung des Gesprächs nur langsam.

---

1 Da bloß die intellektuellen und nicht auch die moralischen Qualitäten der Preisbewerber berücksichtigt werden konnten, so fand dieser Passus keine Würdigung. Daß die Getreuen (die es im Gegensatz zu den Ullsteinleuten auf Sensation abgesehen haben) all ihre Hoffnungen auf den Castiglioni gesetzt hatten und diese von ihm enttäuscht wurden (schmecks, sagte er), ist schon ein kritischer Einfall, der die Verabreichung einer Freikarte verdient. [KK]

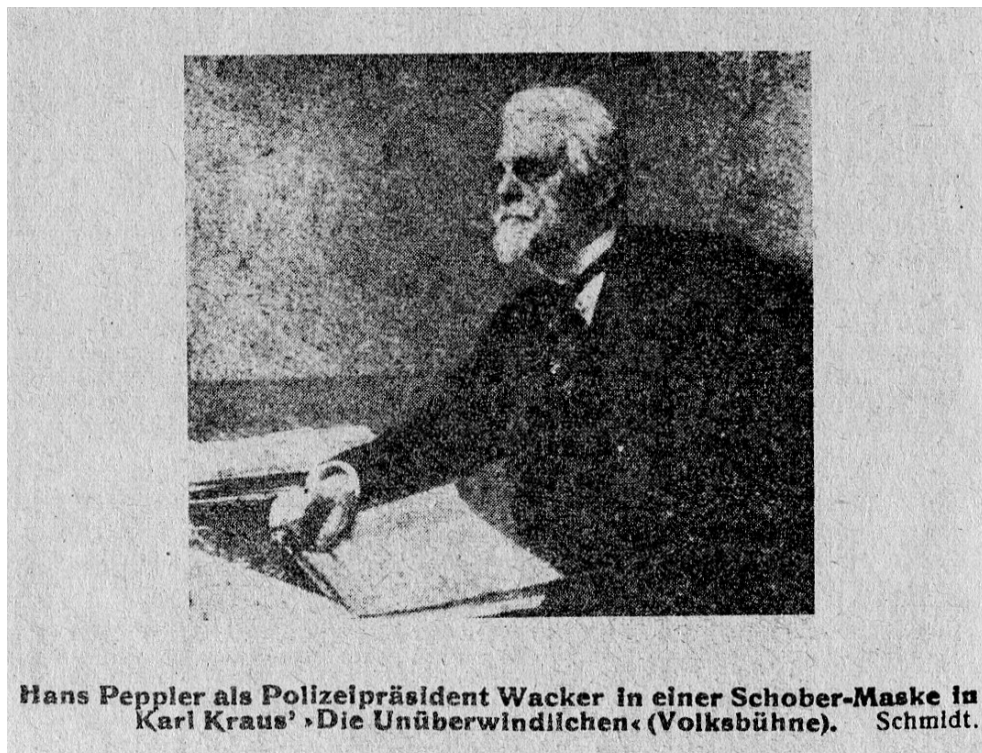
Zweite unmittelbare Wirkung: der Schluß, der die Biermimik plötzlich ins Tragische schleudert. Weihnachtsfeier beim Wiener Polizeipräsidenten, der in seiner Maske auftreten darf, so hoch er auch inzwischen, unter Karl Kraus' Verfolgungen, gestiegen ist. *Bravo, Polizei, bravo Auswärtiges Amt!* Mitten im Plärren ihrer Devotion verlieren, nein, finden zwei Kanzlisten plötzlich ihren Verstand. Sie brüllen ins Publikum Schilderungen aus der Polzeischlacht um das Wiener Rathaus. *Das ist stark und echt*, das erlöst endlich von der schwer erträglichen Süffisanz dieser Satire, das ist jener Karl Kraus, der als Einsamer so viele fanatische Anhänger gewonnen hat.

Hätte er freilich Freunde und nicht bloß Weihrauchschwenker, so hätten sie ihm zum mindesten aus seinem papierenen Stück die Hälfte fortgestrichen. Zu solchen Eingriffen hat der neue, in Mannheim bewährte Spielleiter der Volksbühne Heinz Kenter wohl noch keine Courage. Sein Talent wird er an einem dramatischen Geschöpf zeigen müssen, Kraus' Homunkulus ließ ihn nur eine gefällige und erfinderische Wendigkeit seiner Phantasie zeigen. — — —

Kraus möchte seinen Wiener Haß, seinen so wahllos entwerteten Haß zur Größe des Menschenhasses züchten. Deshalb wirkt es *immer beruhigend*, ihn vor dem Vorhang im *gewaltigen Applause* seiner Anhänger zu sehen. Denn die Tragik dieses Menschenfeinds ist wohl die Intensität, mit der er Menschen braucht, wie der Zeitungsfeind vom Zeitunglesen lebt.

Monty Jacobs

Aus der Beilage der Vossischen Zeitung':



'Berliner Tageblatt' (Mosse):

Karl Kraus, Mann von starkem Talent und nicht geringem Dünkel («Mönch von der Bruderschaft der Selbstanbetung» habe ich ihn

hier einmal genannt) lebt in *Fehde* mit einigen Männern, die mir nahestehen. *Ich fühle mich etwas behemmt*, aber, indem ich es feststelle, merke ich, daß diese Hemmung bereits schwindet. Was an Drang nach Objektivität in mir ist, sammle ich und will festhalten, »was ist«.

Das Studio der Volksbühne gibt »Die Unüberwindlichen«. Damit dient es mehr dem Verlangen nach Zeitsatire als seiner wesentlichen Aufgabe, für junge unbekanntere Autoren zu sorgen und der dramatischen Kunst neue Kräfte zuzuführen. Als Drama betrachtet, sind »Die Unüberwindlichen« *sicherlich kein Wert*. Vier Szenen, lose und sprunghaft. Doch ohne Pedanterie: als Zeitsatire voll spitzer und bohrender Wucht. Sie hängen am Stoff, sind *Journalistenarbeit* mit kabarettistisch—lyrischem Einschlag. Sie haben nicht den visionären Fernblick des »Traumstücks«, das wir vor fünf Jahren zu sehen bekamen. Aber bei aller Resignation, die sich im Titel ausspricht, brüllt gegen jene, die sich im Sumpf des Nachkrieges unausrottbar festsaugen, eine Wut, die wir alle empfinden. Wir hassen mit, in verschiedenen Temperaturgraden, wenn ein Pressemensch wie jener Bekessy statt der Feder den Revolver ansetzt. Kraus verzichtet natürlich, d. h. seiner Natur gemäß darauf, *mitzuteilen*, daß es neben den Bekessys die vielen gibt, die ihr Gewissen und ihre *Weste* hüten. Das könnte seinem selbstverliehenen Monopol schaden. Er ist der einzige Adler unter nichts als Geiern. Den Bekessy mag er jagen und zerfetzen, da soll ihm niemand dawider sein. Aber wer noch sonst einen Mund hat zum Sprechen, darf doch sagen, daß diese Einseitigkeit ebenso ungerecht wie gefährlich ist.

Kraus bringt dann den Fall Bekessy zusammen mit dem, was er den Fall Schober nennt, auch mit der Sache Castiglioni. Das sind vielgenannte Namen; sind schlüsselstückartig nur gerade so weit verhüllt, daß man sie sofort erkennt. Ein Einspruch wäre möglich gewesen. Schober steht jetzt an der Spitze Deutsch—Österreichs, aber er hat nicht auf den *Knopf* gedrückt, er hat kein Verbot erlassen oder angeregt. Das nimmt für den Mann ein, der von Kraus als ein Opportunist, als ein Heuchler, als ein Wischiwaschi und Schlamperer hingestellt wird. *Der Julitag freilich*, an dem Schobers Polizei in die Menge hineinschoß, dieser trübste aller Sommertage, ist nicht vergeßbar. Und wenn in der vierten Szene Ehren—Bekessy nach Wien zurückkehrt, vorerst nur eine Imagination, wenn unterm Christbaum, dessen Lichter Schmalz tropfen, zwei kleine Polizeimenschen allen Respekt vergessen und Tatsachen jenes Julitages ausplaudern oder ausbrüllen, dann wird von der Bühne her eine furchtbare Anklage erhoben.

*Um zu sagen, »was ist«: der Beifall war groß*. Karl Kraus erscheint, linkisch, vielleicht mit Absicht, um sich von den Schauspielern mit ihren vor jeglichem Applaus sicheren Gebärden zu unterscheiden; linkisch, aber nicht verlegen; das Auge des Einsiedlers kontrolliert mit großer Kühle ins Publikum hinein. Die Darstellung unter Kenter mit kleinen Schwankungen wirksam zusammengefaßt. Grotesk skizzenhafte Bühnenbilder von L. F. Dolbin im Piscator—Stil. — — —

Ernst Ginsberg spricht den einzigen Anständigen des ganzen Stückes. Auf dem Zettel heißt er »Arkus«. Anagramm. Wer wird

das wohl sein, der einzige Ehrenmann des Stückes, der Publizistik, der Stadt Wien, Deutsch—Österreichs, Europas, des orbis terrarum?

Fritz Engel

'B. Z. am Mittag' (Ullstein):

Der Undramatiker Karl Kraus hat Blut geleck; das Blut des Bekessy, den er aus Wien vertrieb. Und zum erstenmal werden sie leibhaftig, die Schatten seiner Wortgemächte. Nach drei Abenden Offenbach—Bearbeitung steht er an diesem Sonntag Mittag in Berlin, hinter den grauen Wänden der Volksbühne, und *erobert* seinem vieraktigen Zornesausbruch *ein Publikum*. Ein Publikum, das kaum von der Leumundsnote des Herrn Bekessy weiß, nichts von »Petites« und »verhatschten Metaphern«, eher noch, was ein »schwerer Goj« ist, und doch selbst durch Längen des Dialogs hindurch, von der Vehemenz des ersten Anspruchs überrumpelt, mitgeht.

Wenn die »Pfeife« Barkassys Bekessys »Stunde« ist (und die »Phalanx«, über die er und sein Sekretär Falottai, von Falott, bitte, reden, nach Kraus mit »Phallus« zu tun hat), so wird Schober, der Polzielpräsident von Wien, zu Wacker. Und der Autor persönlich sitzt im Büro dieses Wacker, heißt Arcus (von Arcus, Bogen, nicht Argus, dem hundertäugigen Privatdetektiv), Herausgeber des »Pfeil«, und kramt, düsterer Miene, in seiner Aktentasche nach Papieren über das Vorleben des Bekessy, der verschwinden muß. Ende des mit *professionellem Furor* ausgetragenen Erpresserskandals; Beginn der Abrechnung mit Wichtigerem, mit dem Polizeisystem, das Barkassys Flucht ermöglichte. Und wie Karl Kraus, Herausgeber der »Fackel«, von jeher innerlich um vieles stärker war, wenn er in irgendeiner Wiener Kriminalsache irgendeinen Bezirksrichter züchtigte, als wenn er, *fanatischer Zeitungsmensch und Outsider der Zeitungswelt*, den Lippowitz demolierte, so *wächst er hier*; wächst er mit dem größeren Gegenstand.

Er hat nach dem 15. Juli 1927, nach dem Massaker auf der Ringstraße, den Rücktritt Schobers gefordert und ist unterlegen. Er bezwingt ihn in Gedanken, durch den Geist. *Nicht ohne ein Umschlagen ins Falsett*, einen vorsätzlichen Amoklauf. Hinsicht und Rücksicht, Wackere Konzeptsbeamte, mit Namen wie Figuren von Nestroy, werden tollwütig und schreien: »Auf Wehrlose, Fliehende ist geschossen worden.« *Zerreißen durch ihre Schreie*, in mehrfacher Wiederholung, *die Weihnachtsbescherung* im Polizeipräsidium, mit Ramatamer, dem besoffenen Wachmann, einem prominenten Holländer, Lobes oder Bosel, Bankpräsident, Lametta am Christbaum, lallenden Kindlein und Schober—Marsch. Karl Kraus (der nie Sozialist war) *rächt aus Gründen der Polemik die Opfer des 15. Juli*. Verbeißt sich in die Gurgel der Machthaber. »Faschismus, gemildert durch Schlamperei«. Die Formel ist nicht sein Eigentum. Aber, Satiriker einer bedrückten Stadt, die der offenen Diktatur der Heimwehren oder der schleichenden des Bundeskanzlers verfallen ist, exponiert er sich im Kampf. Und wenn er hervorkommt, schaut er als Sieger herab ins Parkett und empor zu den Rängen.

Das Theater hilft nach. Durch die Regie von Heinz Dietrich Kenter, Bühnenbilder und Projektionen eines Piscator—Kinos in Miniatur von Dolbin. Kohlestriche auf Pappe und Leinwand, — — — — Den Arcus spielt Herr Gimberg; Karl Kraus ist sich bedeutend ähnlicher. Die Chor—Couplets, ein Operetten—Ehrgeiz des Autors, sind *noch immer nicht gut*. Die Staffage in der Volksbühne meist echt. (Man sollte sich auf »Barkaschi« einigen <sup>1</sup> ).

*Es wäre töricht von der Volksbühne, diesen Erfolg, der alles andere als eine Literatenhetz ist, nicht aus ihrem »Studio« in ihr Repertoire zu übernehmen.*

P. W.

'Lokal—Anzeiger' (Hugenberg):

### *Schmutz über Österreich*

Ein hübscher Sonntag, den einem die Volksbühne beschert! Eigentlich geht uns diese Geschichte kaum etwas an, sollen doch die Wiener mit ihrem vielgepriesenem Karl Kraus allein fertig werden, wir können sehr gut ohne diese Spezies Literatur existieren. Aber da man ihn nun mal auch uns vorzuführen für nötig befunden, kann er ja hören, *wie wir* über ihn denken.

Wir verzichten, rund heraus gesagt, wir verzichten händeringend. Ein Drama soll das sein? Nie noch ist dieses Wort so mißbraucht worden. Es ist bestenfalls »Zeittheater«, und auch das nur in diesem Sinne, der diese von konjunktursüchtigen Literaten und deren Klüngel und Mitläufern so eifrig propagierte Gattung noch schwerer diskreditiert, als es auch ohne den Wiener »Fackel«—Helden bereits geschehen ist.

Oder soll man dieses von Eitelkeit triefende Geifermaul vielleicht für *voll* nehmen? Diesen Thersites, der sich als Zeitrichter bläht, vielleicht ernster kritischer Betrachtung würdigen? Zu viel der Ehre für so einen hämischen Gesellen, der aus der Not seines eigenen Landes und Volkes lediglich Kapital schlägt für fade Witze und sich nicht entblödet, für seine perfid tendenziösen Entstellungen noch Glauben zu erwarten. Nein, das aber ist nur widerlich, und es wäre noch widerlicher, wenn diese Art literarischer Spiegelfechtereie nicht auf die Dauer so entsetzlich langweilte, daß man lieber über diesen Gernegroß von Caféhausgraden lacht, als sich zu ereifern.

Penetrant wird der üble Duft dieser »Unüberwindlichen« auch erst durch die Aufführung, die das totgeborene Stück auf die Bühne zerrt und den banal geformten Szenen grelles Leben gibt. Sehr durchsichtig, warum. Erstens mal klingen lauter bekannte Wiener Namen auf, und der intellektuelle Auswurf Wiens, der jetzt unser Berlin unsicher macht, freut sich ungemein der dramatisierten Auffrischung alter und älterer Skandale und Skandälchen. Freut sich umsomehr, je frecher, je verlogener das Bild. Und zweitens steht ein leibhaftiger Polizeipräsident auf der Bühne, und man braucht sich nicht viel Mühe zu geben, um in der infamen Karikatur den jetzigen österreichischen Bundeskanzler zu erkennen. Na, und das genügt, um das geradezu vorbildlich für diese Matinee assortierte Publikum in einen wahren Taumel des *Entzückens* zu versetzen.

1 Das sollte man nicht, weil Barkassy von Barkasse kommt.

[KK]



Wenn es da heißt, Österreich würde regiert von »Faschismus gemildert durch Schlamperei«, so *rast* das Volk. Das Haus bebte in seinen Grundfesten, wenn von der Bühne gegröhlt wird, so viele Polizeipräsidenten und Polizeibeamte gäbe es gar nicht auf der Welt, wie — wenn ich recht gehört habe — an die Wand gestellt werden müßten für den Tod jenes einen jungen Lehrlings in den Wiener Julitagen 1927. Und auch so ungemein taktvolle Bemerkungen wie die des Herrn Steckel angesichts eines Weihnachtsbaums: »Wo *schon* Christen ihre Hand im Spiele haben!« werden mit wieherndem Gebrüll quittiert ...

Noch mehr Kostproben? Wohl nicht vonnöten. Das Genie ist ihnen gleich, grotesk gehäufte Bosheit, lächerliche Geschichtsklitterung, ein Hohn auf jeden Anstand, ein *Saltomortale* billigsten Witzes. Wieder nimmt einen nur Wunder, wie schon unlängst bei Piscator, der natürlich diesem Ereignis assistiert, daß Schauspieler von Rang und Können sich für solch minderwertiges Zeug hergaben, nein, sogar mit offensichtlichem Behagen den Interpret all dieser Lügen und Gemeinheiten spielen, an deren geistiger Öde man selbst *fast verreckt*.

Ludwig Sternaux

\*

Ein Besucher der Vorstellung schreibt uns: In der Volksbühne wurde gestern ein Bubenstreich verübt. Präsident und Kanzler von Österreich, das sich Deutsch—Österreich nennen will und nicht darf, wurden dem öffentlichen Spott, der allgemeinen Verachtung preisgegeben. Der Präsident hat sich unterdessen in sein Privatleben zurückgezogen und genießt höchstens den Schutz einer Exterritorialität, den Menschen mit guter Kinderstube Männern im greisen Alter zu gewähren pflegen. Und wenn der Kehricht von Wien, der gestern die Volksbühne erfüllte und für gewöhnlich den Kellnern im Café die Zeche schuldig bleibt, das gleiche mit der Achtung tut, die er der ehrwürdigen Gestalt den früheren Bundespräsidenten zollen müßte, so spricht das eher für als gegen diesen. Anders ist es mit dem Bundeskanzler Schober, der eben sein Amt angetreten hat. Er hat schon einmal, sehr zum Mißvergnügen des in Berlin seßhaft gewordenen Literaturbolschewismus von Wien, seinen Mann gestellt, als Österreich den Weg von Trotzki und Bela Kun zu gehen drohte. Nun hat man ihn neuerdings geholt und beauftragt, einen Staat vor dem weiteren Verfall zu retten, den ihm rote Parteiwirtschaft, roter Parteiterror im Begriffe ist, zu bereiten.

Vielleicht liegt hier der Grund, warum die vorgeblich überparteiliche Volksbühne so beflissen war, ein Stück herauszubringen, zu dessen Annahme sich kein Wiener Theaterdirektor hergegeben, das zu spielen kein Wiener Schauspieler sich entwürdigte hätte. Die Frage bleibt, ob eine zum Teil aus öffentlichen Mitteln gespeiste Berliner Bühne so ohne weiteres den Regeln des internationalen Anstandes zuwiderhandeln darf. Würde in Berlin ein Briand, ein Chamberlain, ein Mussolini zum Gegenstand des Gespötes gemacht werden, eine energische Demarche wäre die Folge und eine demütige Bitte um Entschuldigung seitens des deutschen Außenministeriums. Sind wir auch seelisch so arm geworden, daß

wir das verdrängte Mütchen an unseren Freunden kühlen dürfen, die, noch schwächer als wir, sich nicht wehren können? *Wir erwarten, nein wir fordern ein energisches Einschreiten der Behörden gegenüber der Volksbühne*, schon um der Welt zu beweisen, daß Patroklos nicht begraben liegt ...



Derselbe :

Wie wir erfahren, besteht die Absicht, dem dringenden Verlangen der Linkspresse zu willfahren und das antiösterreichische Schmästück des Österreichers Karl Kraus »Die Unüberwindlichen« in den Abendspielplan einer Berliner Bühne aufzunehmen. Das soll aber nicht die Volksbühne sein, die das Versprechen gegeben hat, das Stück *nur einmal* aufzuführen, sondern das Theater am Schiffbauerdamm. *Es ist aber nicht ausgeschlossen*, daß der österreichische Bundeskanzler Schober bei Gericht eine einstweilige Verfügung erwirken wird, die dem öffentlichen Unfug ein Ende macht. Das Polizeipräsidium hat erklärt, keine Handhabe zu besitzen. Es darf aber bezweifelt werden, daß es den gleichen Standpunkt eingenommen hätte, wenn der angegriffene Politiker nicht Schober, sondern Renner oder Seitz heißen würde.

\*

#### *Der empfindliche Herr Kraus*

Herr Kraus fühlt sich furchtbar gekränkt. Ausgerechnet Herr Karl Kraus, der so grenzenlos unempfindlich gegen Empfindlichkeit ist, wenn er andere angreift, vermerkt mit *dumpfem Groll*, daß in unserer Glossierung der Volksbühnenaufführung seiner »Unüberwindlichen« ein Zitat nicht ganz richtig wiedergegeben ist, und fährt unter Assistenz eines Anwalts das *schwere Geschütz* des § 11 gegen uns auf, um eine Berichtigung zu erzwingen.

Wir fühlen uns zwar keineswegs gezwungen, sind aber den Herren aus Gründen der Loyalität gern zu Willen.

Es hieß in der Besprechung unseres Kritikers:

»Das Haus bebt in seinen Grundfesten, wenn von der Bühne geröhlt wird, so viele Polizeipräsidenten und Polizeibeamte

gäbe es gar nicht auf der Welt, wie — wenn ich recht gehört habe — an die Wand gestellt werden müßten für den Tod jenes einen jungen Lehrlings in den Wiener Julitagen 1927.« Unser Kritiker hat also nicht ganz recht gehört, das Beifallsgejohle, das diese Worte spontan überlärmte, machte das auch fast unmöglich, und der ominöse Satz hat, etwas milder, aber darum nicht erheblich geschmackvoller, gelautet:  
»Und so viele Polizeipräsidenten und so viele Regierungen könne es gar nicht geben, als um des einen sechzehnjährigen Märtyrers willen sich augenblicklich trollen müßten.«  
Hat das zarte Seelchen von Herrn Kraus nun Ruh?

Nein, es hatte von ihm keine Ruh, sondern erhielt noch eine Berichtigung und einen Ermunterungspreis. (Ein Berliner Conferencier, Paul Nikolaus, behauptet allabendlich, daß bei Scherl Redakteure abgebaut würden, weil man ihnen dahintergekommen sei, daß sie deutsch schreiben; als Entlassungsgrund werde inkollegiales Verhalten angegeben. — Sternaux soll fester denn je sitzen.)

'Berlin am Morgen' (kommunistisch):

Karl Kraus' Feuergeist verwandelte Sonntagmittag die Volksbühne zum *Anklageforum der Zeitgeschichte*.

Jeder, der dies miterlebte, begriff: hier wird nicht Theater gespielt. Hier wird Ernst gemacht. Hier wird gerichtet. Hier wird hingerichtet. Unerbittlich, aber gerecht. Mit tödlicher Präzision trifft das scharfe Beil der Satire und es fallen die Köpfe, die glattrasierten des Schieberheldentums und die bartumrahmten einer verlogenen Autorität. Und, obwohl die allhier öffentlich Hingerichteten, mit Namen zu Nennenden

*Camillo Castiglioni, Schieber und Bankier,*

*Emmerich Bekessy, Erpresser und Zeitungsherausgeber,*

*Johann Schober, Polizeipräsident und Bundeskanzler,*

in Wien lebten und wirkten — weiterleben und weiterwirken, so ist das doch dank der dämonischen Kraft der Krausschen Wortgewitter, als ob *alle Schieber* und alles Schiebertum, alle Erpresser und alles Erpressertum, alle Polizeipräsidenten und alles Polizeipräsidententum zugleich hingerichtet worden wäre. Es gibt in dem vierten Akt des Stückes eine Stelle, wo dies ausgesprochen wird. An dieser Stelle explodierte der Zuschauerraum der Volksbühne durch den Zündschlag dieser Erkenntnis, denn vom Parkett bis zu den Rängen verstand man, daß der 15. Juli identisch ist mit dem 1. Mai, Schober mit Zörgiebel, Castiglioni mit Sklarek, Wien mit Berlin, die bürgerliche Gesellschaft mit der bürgerlichen Gesellschaft.

Diese Wirkung ist das Wichtigste. Die Bühne als Kampfplatz und nicht als Schauplatz, das Wort als Waffe und nicht als Spielball. Naturgemäß ist das nicht mit dem herkömmlichen Maß des Theaters zu messen. Natürlich ist es dramatisch mit manchem Wenn und Aber zu begleiten. Aber es will ja gar nicht Theater sein. Es ist eine Neuschöpfung der Wirklichkeit, deren künstlerisches Geheimnis darin besteht, daß der Dichter jeden das sprechen läßt, was er im Leben wirklich gesprochen hat. Wenige der Zuhörer werden sich bewußt gewesen sein, daß ein großer, wenn nicht der größte Teil des Textes gar nicht von Karl Kraus, sondern von Be-

kessy und Schober stammt. Das Zauberkunststück besteht nun darin, daß es hier wie Parodie klingt, was im Leben toderntst gemeint war.

Die Geschehnisse und Gestalten, die Kraus in diesem Stück vorführt, sind uns wohlbekannt. Wir kennen den erpresserischen Journalisten, den erpreßten Schieberkönig, den allseits beschwichtigenden, wackeren Polizeipräsidenten des 15. Juli und den in tausend Listen erfahrenen Polizeihofrat. Es ist nichts hinzugesetzt und nichts verschwiegen — aber es ist doch nicht die volle Wahrheit. Es fehlt ein Letztes und Wichtigstes, was aber Karl Kraus niemals leisten wird und, was von ihm zu verlangen, ganz sinnlos wäre. Es fehlt die Beziehung von den Personen zu ihren Problemen, von den Helden zu ihren Hintergründen.

Wenn man K. zuhört, könnte man meinen, dies alles spiele in einer — Gespensterwelt. Und doch ist es vielmehr die gesetzmäßige Äußerung gesellschaftlicher Kräfte. Man muß zugeben, daß dies schwer zu dramatisieren wäre, aber wenigstens in der Perspektive müßte es sichtbar werden. »Faschismus, gemildert durch Schlamperei« — war sehr witzig gesagt, aber »*Faschismus, ermöglicht durch Sozialdemokratie*«, wäre richtiger gewesen!

Es wäre *jammerschade*, wenn die herrliche Arbeit der Schauspieler *nur für eine einmalige Aufführung* verpufft werden würde. Die Berliner und im besonderen die Mitglieder der Sonderabteilungen der Volksbühne würden so viel Verständnis aufbringen, wie das Literatur—infizierte Premierenum Publikum für die prachtvolle Figur Hans Peplers als Polizeipräsident Wacker (Schober), Kurt Geron als Camillioni (Castiglioni) und Peter Lorre als Barkassy (Bekessy). Von den Bühnenbildern Dolbins haben wir am Sonntag eine charakteristische Probe veröffentlicht.

Diese Aufführung — ausgezeichnet die Regie Heinrich Dietrich Kenters! — müßte in den *Abendspielplan* der Volksbühne aufgenommen werden.

B. F.

'*Deutsche Allgemeine Zeitung*':

Neben Shaws »Kaiser von Amerika« gab es in der Volksbühne eine zweite politische Komödie — »Die Unüberwindlichen« von K. K., dem Herausgeber der »Fackel«. Er ist schon einmal mit einer dramatischen Arbeit in Berlin zu Worte gekommen, bei Berthold Viertel's »Truppe«, die das »Traumstück« herausbrachte. Diese »Unüberwindlichen«, vier Akte aus der Wiener Inflation und Korruption wirkten weit stärker, weil in ihnen die besondere Begabung von K. weit reiner zur Geltung kommt. Sein Wesen wirkt sich nicht im Gestalten, sondern im Formulieren aus: in der scharfen, schneidenden begrifflichen Fassung eines Zustands, eines Wesens, einer Situation. Diese vier Akte sind wie vier dramatisierte, besser dialogisierte Hefte der »Fackel«, gegen den Revolverjournalismus des Herrn Barkassy — in der Wirklichkeit hieß er ähnlich — gegen die Methoden der Wiener Polizei, gegen Herrn »Camillioni«. Es kommt K. nicht auf die Gestalten der Menschen an, sondern auf Satzprägungen, in denen mit einem Schlag ein Zustand, ein Mensch umschrieben und verhöhnt und möglichst vernichtet wird. Ein schärferer Nachfahre des Nestroy redet hier, ein Mensch mit

einem fanatischen Willen zum Kampf gegen alles, was ihm falsch und bekämpfenswert scheint. Ein Besessener, der vom Objekt seines Späßes hypnotisiert wird, kann sich nicht genug tun in vernichtenden Formulierungen: er läßt den Gegner nicht, bis auch die letzte Möglichkeit des Angriffs erschöpft ist.

Das Schauspiel ist textlich nicht ohne Reiz. Auf der Szene aber hebt es sich in seinen Wirkungen sozusagen selber auf. Es reißt zunächst mit — um am Ende zu ermüden. Es wirkt — um die Wirkung selbst wieder zu vernichten. Wenn die beiden edlen Erpresser im ersten Akt beginnen, hat man seine Freude an den Formulierungen, wenn sie nach fast 40 Minuten aufhören, ist man müde. Wenn die Polizei angegriffen wird, gut: wenn das immer und immer weitergeht, sinkt der Anteil. Zumal die Form weniger Drama als Revue — mit Gesang und losen Szenenbildern — ist. Man spürt den Menschen am stärksten in einem Schlagwort, einer Formel: das Dramatische bleibt Literatur. Durch das Blasse, Dünne brennt zuweilen eine lodernde Haßfackel auf; sie genügt nicht, um das Ganze zu durchleuchten. Zumal man politisch wesentlich anderer Meinung ist als der Autor und den angegriffenen Wiener Polizeipräsidenten in erheblich besserem Lichte sieht.

Die Aufführung war offenbar ein bißchen schnell vorbereitet: es wurde viel geschwommen, was nicht immer der Diktion des Autors gut tat. — — Das Publikum entwickelte regstes Verständnis vor allem für den Dialog des ersten Aktes und rief K. stürmisch vor den Vorhang.

Fechter

'Montagspost' (Ullstein):

*Ein Schober— und Schieberstück*

Ein Wiener Zeitstück, vom Studio der Volksbühne aufgeführt, hat gestern eine tausendköpfige Berliner Hörerschaft hingerissen. Nach zwei mittelmäßigen Abendaufführungen war diese Mittagsvorstellung die erste Großtat der Direktion Karl Heinz Martin am Bülowplatz.

Die Berliner Wirkung der »Unüberwindlichen« beweist, daß sie mehr als ein Wiener Schlüsselstück sind. — — —

Aber das Stück hat auch auf diejenigen stark gewirkt, denen die »Schlüssel« fehlten. Es war nicht die Wirkung eines starken Stücks, was den dramatischen Bau betrifft. Der Wiener Meister des Pamphlets ist kein Dramatiker von Beruf. Aber solange er seine Sache auf das Wort stellt, packt er mit seiner sprachlichen Kraft und mit dem Pathos des leidenschaftlichen Hasses, der ihn zur Gestaltung treibt.

In den »Unüberwindlichen« hat K. K. zwei Gegner auf die Bühne gebracht, die er jahrelang in seiner »Fackel« bekämpft hat. Im Kampf gegen den Budapester Schieber, der im Wien der Nachkriegszeit als Herausgeber zweier Erpresserblätter eine Macht geworden war, ist er Sieger geblieben. Den Kampf gegen Schober, den er in Wien verloren hatte, hat er gestern zu einem Berliner Bühnensieg geführt, der ihn vielleicht weniger befriedigen wird, als er ihn ehrt. Denn es war nicht der politische Sieg, auf den es K. K. ankam. Die Anklage gegen Schober als »Arbeitermörder« (wegen der Ereignisse bei der Erstürmung und Verbrennung des

Wiener Justizpalastes durch eine fanatisierte Menge) *verpuffte* in den vierten und schwächsten Akt des Stückes. Aber im zweiten Akt ist der wirkliche Schober, dieser urösterreichische Typus des Beamten, der sich mit allen zu verhalten weiß, mit seiner unverbindlichen Verbindlichkeit und herzlosen Höflichkeit so glücklich gestaltet, daß dem Darsteller Hans Pepler die Unterlage zu einer schauspielerischen Meisterleistung gegeben war. Im Tonfall, in der Dialektfärbung, in jeder Bewegung eine Gestalt von erstaunlicher Echtheit. Diesem Darsteller und der sicheren Regie, die Heinz Dietrich Kenter führte, gebührt der größte Anteil an *einem der stärksten Bühnenerfolge, die wir erlebt haben*, — dem stärksten seit der »Revolte im Erziehungsheim«. — — —

J. F.

Eben wegen des Verpuffens der Anklage, das sich in einer ungeheuern Detonation, in minutenlanger Unterbrechung des Spiels kundgab. Richtig ist, daß der vierte Akt der schwächste zwar nicht ist, aber war. Ein Kritiker, der (wenn er schon nicht merkte, daß dieser beiläufige Text nicht vom Autor der übrigen Akte sei) spaßeshalber ins Buch sah, hätte als Laie gestaunt und als Fachmann sich gewundert, welche Postarbeit eine Dramaturgie leisten kann. (im letzten Augenblick; heimlich und vertragswidrig.)

Der Nächste weiß besser Bescheid: *'Filmkurier'*

Leider nur eine Studioaufführung. Sollte dieser Karl Kraus nicht gerade den ernsthaftesten Könnern anvertraut werden?

Der Erfolg wird alle überwältigt haben, das Werk von K. K. *muß in den Abendspielplan der Volksbühne übernommen werden; unmöglich*, den tapferen Fleiß der noch nicht vollkommenen, ungleichen Einübung des Heinz Dietrich Kenter brach liegen zu lassen, ihn auf einen Vormittag der Studio—Veranstaltung zu beschränken.

*Was soll in die Ohren der Zeit gesandt werden*, in das Nachdenken der Massen, *wenn nicht dieses angebliche Pamphlet*, dem die Betroffenen bei seiner Dresdner Uraufführung im Mai nachriefen, es werde in Deutschland unverständlich sein.

Es ist gestern in der Volksbühne *in jeder Silbe verstanden* worden, soweit die Aussprecher sie beherrschten.

Haben nun erst die Schauspieler den Wert der Worte, die sie zu ihrer schwierigsten und lohnendsten Aufgabe führen, begriffen, so vollzieht sich an dieser dramatischen Komödie eine so unglaubliche Schaffung einer Zeit—Gegenwart auf der Bühne, daß die Grenzen von Wirklichkeit und Spiel, von Satire und Vorbild in einer hinreißenden Illusion ineinanderfließen.

— — *sinnlose Striche* — — nahmen dem vierten Aufzug wichtige Brücken.

Das Werk stieß um so gründlicher durch, hieb auf die Zuschauer ein, man riß den Gestalten des Spiels den unfreiwilligen Witz, die bittere Selbstentblößung von den Lippen.

*Hier in Berlin wird man* das Geformte, Bleibende der fließenden Attacken *deutlicher sehen als die Lokalfanatiker*, die Wiener Für—oder Widersacher.

Hier ist der Wacker nicht ein oder der Schober, sondern jeder Schober, jeder Polizeipräsident, jeder geistlose Befehlshaber zum

Massenmord. Der Unsinn jeder Kommandogewalt wird in der aggressivsten Weise enthüllt.

Auf die höhere Ebene des Allgemeingültigen wird die Wiener allzuwienersische Zeit der Nachrevolution gehoben.

Das gehört nun endlich in das *Abendprogramm* einer modernen Bühne!

Hans Peppler. Eine bleibende Leistung. Ganz unter dem Segen der Wort—Magie von Kraus. Der schwache Mensch, der »Feuer« kommandiert hat.

Preußen hatte seinen »Wehrhahn«; die neue Zeit hat diesen Wacker.

*Es liegt an der Volksbühne, die größte Satire unserer Zeit den Massen Berlins zu dauerndem Besitz zu schenken.*

Ernst Jäger

Einer von denen, die nicht Striche verlangten, sondern für solche den Autor verantwortlich machten und den vierten Akt — trotz »gewaltigster Wirkung« — für den »schwächsten« befunden haben, in der '*Welt am Montag*', unter der sympathischen Aufschrift

*Weckend mit Shaw und Kraus*

— — — — Darin eben war die Aufführung der »Unüberwindlichen« von K. K. in der Sonntagsmatinee des Volksbühnenstudios weitaus überlegen: hier spürte man die brennende Teilnahme der Darsteller, und darum schlug die Welle hinüber in die Zuschauerschaft. — — — —

Erfolg und Erfolg — welcher wiegt schwerer: der Hirn und Sinne angenehm bewegt — oder der das Blut revolutioniert?

Hans W. Fischer.

'*Berliner Börsen—Zeitung*' (national):

*Karl Kraus attackiert Berlin*

1. Attacke: »Die Unüberwindlichen«

Matinee der Volksbühne

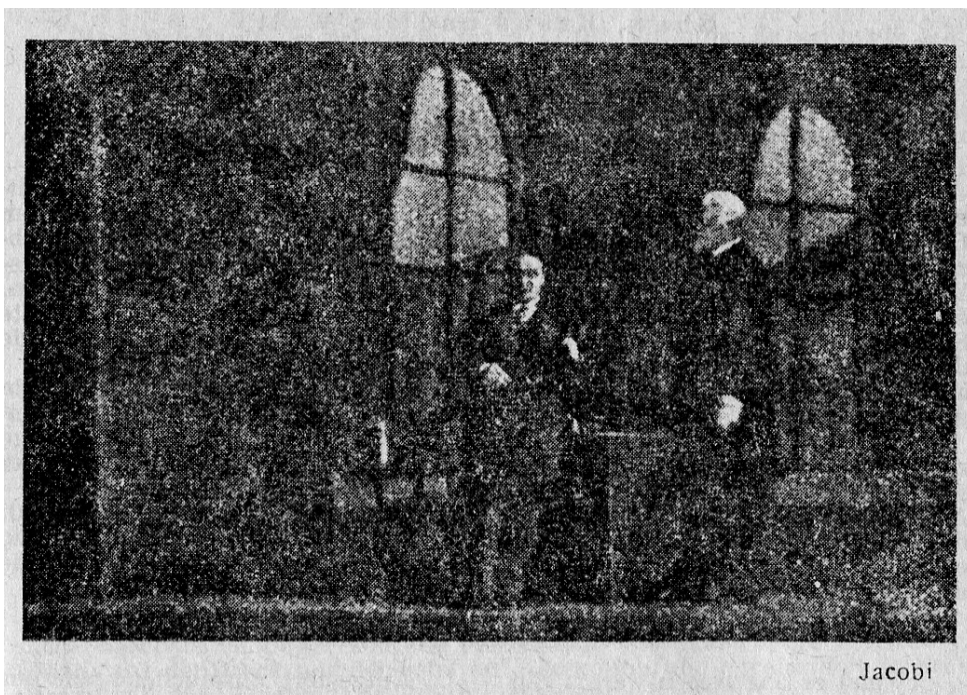
»Nachkriegsdrama« nennt es Karl Kraus. Vier Akte hindurch nichts als Schreien, Anklagen, Negationen, Brandfackeln, Attacken: Gegen die »Unüberwindliche«, gegen die nachrevolutionären Herrscher in Österreich, gegen den Polizeipräsidenten, die Regierung, die Verwaltung, die Finanz, die Presse, die »versandete« Revolution, die Korruption, die Bourgeoisie, gegen, gegen — alles. Karl Kraus *schwingt den Arm*: sieht die Schar von Erpressern, sieht, wie die Wiener Polizei und ihre Führer vom Journalismus, von der Finanz bestochen und gekauft sind, wie sie arme, friedliche Bürger Wiens über den Haufen schießt, wie phrasenhaft und reaktionär diese Regierung ist, wie verlogen und korrumpiert. Der Anlaß also, die Maskierung: Affären des Nachkriegswien, tendenziös zum Schlüsseldrama verfärbt. Doch der Ruf schallt weiter: sieht, von dieser Art sind sie alle, schlecht, verlogen, gemein, entartet, korrumpiert, Phrasenhelden und Erpresser. So schreit Karl Kraus. So mit ihm die Schar seiner Trabanten.

Soweit Schlüsselstück: interne Wiener Angelegenheit. Wenn man sich dort Angriffe *dieser* Art gefallen läßt ... Soweit aber die Frage

nach weltanschaulicher Bedeutung, nach künstlerischem Wert zu stellen ist, lautet die Antwort: weder Entwicklung, noch Steigerung, noch echte Gestaltung zeigt das Stück. Niemals ein Drama, niemals ein dichterisches Werk. *Lange Phrasen* mit jenem einzigen Inhalt, jener einzigen — fixen Idee töten sich selbst. Sie werden hinausgeschrien. Und es ist bekanntlich sehr billig zu schreiben. *Alles zu negieren*. Sich hinzustellen, die Welt zu beschimpfen und für Menschlichkeit zu plädieren. Sich von glühenden Anbetern den Dornenkranz des alles wagenden, alles aussprechenden Märtyrers aufs Haupt setzen zu lassen. Wenn man dies in seiner Jugend tut, wird man von vielen als Prophet und Held gefeiert. Sie erwarten Rettung, Erneuerung, Positives von solchem Menschen. Wenn man es aber schon Jahrzehnte hindurch tut, *ohne* einen Schritt zum Ergebnis, *ohne* ein Positives geschaffen zu haben, wenn man *nur* schreit, dann wird die Negation endlich zum Beruf, zu einem einfachen, einbringlichen Beruf. Man wird »Negationsrat«. Karl Kraus erstarrte in seinem Schreien. Was *früher vielleicht* ehrlicher Wille war, scheint heute Pose, große Geste. Niemandem ist geholfen mit seinen Offenbarungen. Er zeigte keinen Weg.

Bisweilen blendende, amüsante Sätze, geistreichelnde Witze. Doch die betonte, gemachte Kühnheit überzeugt den nicht mehr, der hinter den *Phrasen* den Sinn, *einen* Sinn sucht. Karl Kraus wirkt nicht mehr als mitreißendes Subjekt, höchstens als interessantes Objekt, als interessanter »Fall« eines scharfen, aber verstiegenen Geistes.

Die Aufführung: unter Heinz Dietrich Kenters Leitung mit Dolbins Bühnenbildern so straff, als es die Undramatik des Karl Kraus zuläßt. Der große Gewinn: Hans Peppler als Polizeipräsident. Sein Künstlertum erstaunlich, mitreißend, blendender Stil. Für seine Maske, die den *Bundespräsidenten Schober* kopierte, wird weder er, noch der Regisseur verantwortlich sein. *Man mag Karl Kraus in Wien zur Rechenschaft ziehen.*



Jacobi



— — — — »ER«, der Held und Prophet, wurde von bebrillten Intellektuellen stürmisch gefeiert. Andere waren nachdenklicher, ruhiger. Welche Verwirrung! Man fragt sich: mußte das geschehen?

2. Attacke: »Offenbachabende«  
 »Die Prinzessin von Trapezunt«  
 Bechsteinsaal

*Hier die künstlerische Attacke. Gegen die Offenbach—»Schändungen des Herrn Reinhardt«, wie es in einem Artikel der »Fackel« mit gewohnter Überhebung heißt. Gegen unsere rationalistische, psychologische, trostlose Zeit. Wieder gegen — alles. Aber hier wenigstens ein Positives, ein Sinn: der Wille zu einer Offenbachrenaissance. Karl Kraus hat die Texte, auch der unbekannteren Operetten, neu bearbeitet und trägt sie seiner Gemeinde unter stürmischem Jubel vor. Ich hörte den ersten Versuch: »Die Prinzessin von Trapezunt«: zweifellos besitzt Kraus eine Kraft und Lebendigkeit des Vortrages, die schließlich in Bann zwingt. Und die untermalende Klaviermusik Offenbachs strahlte ihren ganzen Reiz aus und überstrahlte für kurze Zeit das sonstige Schimpfen und Geifern des Karl Kraus. Als er sogar singt und, auf das Klatschen der Gemeinde hin, seine Schlager wiederholt, wird die Situation zum herrlichen, amüsanten Paradox.*

Hanna Herrland

Leider, da zu spät eingelangt, bei der Konkurrenz nicht berücksichtigt. Sehr schade!

'Tempo' (Ullstein) :

*Shaw, Kraus und die Welt*

Deutsches Theater: Kaiser von Amerika	Volksbühne Die Unüberwindlichen
--	------------------------------------

Wie die Stücke entstanden

<p>Sie hatten in Malvern, Herz altenglischer Landschaft, Festspiele für G. B. Shaw geplant. Der Dichter zeigte sich, nach Aussage seiner Freunde, »entzückt« davon. Schrieb ein Stück für seine Triumphwochen. So was recht die Engländer Ärgernden, so was ganz Tolles, vor dem die Londoner Politiker grün vor Zorn anlaufen sollten.          Aber dennoch mit Vorsicht. Daher utopistisch. Mit menschlicher, clowniger Einlage. Wollte er schockieren? Ja. War er mutig dabei? Nein!</p>	<p>Sie hatten in Wien, Herz altösterreichischer Landschaft, Jahre um Jahre Erpresser, Schieber und Subalterne hausen lassen. Fremdes Gesindel kam in die Stadt, gaunerte, wurde groß und gefürchtet. Es hatte die Macht und alles Gewürm wurde fett und fraß mit.          Da griff Karl Kraus sich ein paar der Schlimmsten heraus. Brannte in wildestem Angriff einige der gemeinsamen Korruptionsnester aus.          Ein David erschlug den Goliath der Inflation, den Erpresserkönig Bekes-</p>
--	--

Er zeigte den ungefährlichen Freimut eines erfolgreichen Balonconfrenciers, von dem Extravagantes verlangt wird.

sy. Mut wurde zur Tat. Sie war zuerst. Dann kam das Stück.

#### Es verbeugt sich am Schluß:

(Wenn er dagewesen wäre): Ein weißhaariger gepflegter Philosoph der relativen Revolution. Schwimmt noch täglich mit seinen 70 Jahren. Elastisch, elastisch. Ein Lebenskünstler.

Aufgestört auftauchend wie aus dunkelster Schreibstube, ins Licht witternd, gekrümmt: einer der fast tierhaft leiden muß. Kein Lebenskünstler.

#### Wert der Aufführung:

Keiner. Wen gehen diese geistreichen, aber belanglosen Debatten über Persönlichkeit, konstitutionelle Monarchie und mißratene Demokratie etwas an? Seit Björnson schon vielmals auf der Bühne gezeigt. Langweilig wie ein Roman von Galsworthy, polemisch wie einer von Clement Vautel. Nette Sache für einen Oxforder Studentenklub. Aufgeklärte bürgerliche Träumereien an sozialistischen (englischen) Kaminen. Shaw schaut in die Flammen und macht (gute) Witze.

Mitreißend. Diesen schleimigen Wirrwarr von »Faschismus gemildert durch Schlamperei« in einer klaren Wortlauge aufgelöst zu sehen, diese heiße prophetische Wut am lohnenden Objekt gekühlt zu fühlen, ist erlösend. Kraus weiß, daß auch dies nichts hilft. Er tut seine Pflicht als Zeitgenosse. Österreich steht (wie Polen, wo Shaws zweideutiges Stück in Warschau zuerst herauskam) vielleicht am Vorabend der Diktatur. Kraus beleuchtet, ihr Terrain.

#### Dramatischer Inhalt:

Englands letzter (famoser) König prellt seine parlamentarischen Ministerkretins. Ihn überschluckt Amerika. Abendsonne über Britannien. Das Sternenbanner flattert.

Wiener Revolverjournalisten und Finanzkönige unter sich. Der grausige Tag des 15. Juli in der Perspektive des Polizeipräsidiums. Blutrote Abendsonne über Wien. Die Heimwehrflagge flattert.

Ein Wortspiel. Unzeitgemäßes Theater. Rauschender Beifall. Denn:

Ein Geistspiel. Zeitgemäßes Theater. Rasender Beifall. Denn:

## Die Darstellung

war so hervorragend, die Besetzung so verschwenderisch wie selten.

— — — —

holte sich mit Bravour aus dem spröden harten Stoff an Blitz und Schärfe heraus, was er hielt. — —

### Regie:

Max Reinhardt. Er schwelgte in Gruppen und Stimmungen. Spielte große Welt um kleines Theater. Der englische, französische, amerikanische Botschafter waren zugegen.

\*

Auf der Terrasse von Schloß Leopoldskron sitzt Max Reinhardt. Ältere Angehörige der Literatur aller Zonen umschwärmen ihn. Auf Zehenspitzen. Im Garten warten ältere Übersetzer aus allen Ländern. Der Mond steigt langsam hinter den Baumkronen auf. Stimme aus dem Dunkel: »Das deutsche Theater stirbt! Max, erwache! Eine neue Generation sieht auf dich. Laß die Tausendjährigen!«

H. D. Kenter. Er schwelgte in Typen. Ließ eine kleine Welt großes Theater spielen. Die Jungmannschaften der Volksbühne und ein erlesenes Parkett des geistigen Berlin dankten ihm.

\*

Karl Kraus *fährt im Express heim*. Der D—Zug braust dahin. Ein Kopf *wühlt sich fiebernd* in die Kissen. Dann *setzt sich Kraus auf*. *Notiert einen Satz*<sup>1</sup>. Von Kierkegaard: »Ein einzelner Mensch kann einer Zeit nicht helfen oder sie retten, er kann nur ausdrücken, daß sie untergeht.« Stimme von oben: »Am Anfang war das Wort!«

Manfred Georg

\*

Die Sozialdemokratie stellt immer ihren Mann. 'Vorwärts' mit frischem Mut:

Kommt Karl Kraus von Wien nach Berlin, dann gerät eine ansehnliche Gesellschaft kluger Leute in Aufregung. Sie haben seine »Fackel« gelesen, aus der Dreck und Schwefel auf Korruption und Borniertheit prasseln. Kraus will die Übelstände in Politik, Moral und Literatur mit einem Radikalismus verpulvern, der dem Bürger mächtig in die Krone steigt. *Er will nicht nach abgekarteter und abgestempelter Parteitendenz schreiben*. Er zerplatzt vor Besessenheit. Seine Pamphlete wirken wie Giftmedizinen. Die einen erbrechen sich, die anderen sind begeistert.

Das Drama »Die Unüberwindlichen« ist natürlich kein gewöhnliches Theaterstück nach Regeln und Berechnung, sondern eine Kunstgattung für sich und auch besonders von der Dauer des ungekürzten »Rheingold<sup>2</sup>«.

im Juli 1927 zündeten die Wiener ihren Justizpalast an. Das tat, sagen die einen, die rote Rotte; das tat, schreien die anderen, ein

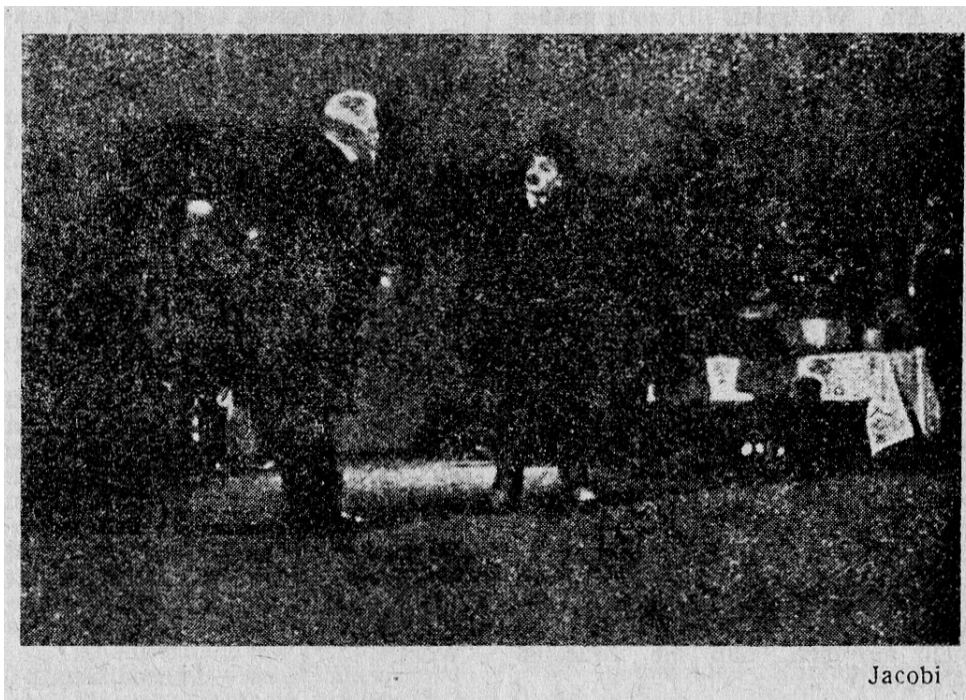
1 Ganz so hat sich nicht abgespielt.

[KK]

2 Für Leser des 21. Jahrhunderts: Das ist der Titel eines Musikdramas von Richard Wagner.

verzweifeltes Volk. Kraus will beweisen, wer es tat: in Wien blüht Barkassy, der Revolverjournalist und Erpresser, der Herausgeber der »Pfeife«, ein Kerl mit Zuchthausantecedentien. Steckt ihn die Polizei ins Loch? O nein! Der Polizeipräsident liebkost ihn mit Einerseits und Andererseits. Einerseits hat die Polizei Angst vor Barkassy, weil sie Dreck am Stecken hat, und kuscht. Andererseits braucht sie ihn, damit Barkassy kuscht und den Dreck nicht umrührt. Stinkt die Sache zu gemein, dann schiebt die Polizei ihren Liebling über die Grenze.

Auf jeden Fall wird beiderseitig geschoben, bei Polizei und Preßstrolchen. *Arcus*, der Herausgeber des »Pfeils«, der den *Konkurrenten* von der »Pfeife« umbringen will, ist ehrlich. Er wird deshalb von der Polizei als ein Schlemihl behandelt. Und als hundert Wiener Bürger, verschossen, versäbelt, zertrampelt von der Polizei, unter der Erde liegen, kann die Polizei Weihnacht feiern, stille Nacht, heilige Nacht, Versöhnungsfest. Barkassy, der so hundsfötisch mauschelte und erpreßte, wird den Polizeipräsidenten nicht mehr stören.



Jacobi

Doch, er wird. Er ist schon da, im *Gehpelz*, in weißen Gamaschen, den Melonenhut ins Nackenfett zurückgeschoben. Man wird ihn verhaften? Man wird nicht. Man wird sich vertragen und wieder zusammenleben. Der Revolverjournalist wird weiter erpressen. Die Polizei wird weiter kuschen. Barkassy wird die Polizei, die ihm so nützlich ist, weiter protegieren. — Die Unüberwindlichen gehen nicht unter.

Vier Akte grimmigste Satire. Und Kraus behält immer recht, solange er redet, und sogar, obgleich er viel zu viel redet. Der Sonntagsgregisseur Heinz Dietrich Kenter hätte streichen und der Dramaturgie des Stücks nützen können. Daß er es unterließ, fiel nicht einmal auf. So stark redet Kraus. Man verlangt sogar ein Couplet, das der Polizeipräsident singt, da capo.

Typen kommen auf die Bühne, Typen! Das ganze George—Grosz—Haus wird lebendig. Peter Lorre spielt die Journaille, rechthaberisch und geschwollen. Er reißt sich die Worte mit Wucht aus dem Maule. Er donnert die Erpressermoral. Und der Polizeipräsident (Hans Peppler) säuselt zum Kontrast. Diese Rolle des Präsidenten ist verdammt schwierig. Feigheit und Fuchsentum, Brutalität und Sentimentalität sind zu mischen. Um Gerron, der den Finanzier der Bestochenen spielt, jault ein Chor, der aus dem Friseur, dem Manikürefräulein und dem Leiblakeien gebildet ist. Dem Millionär werden Glatze und Fingernägel poliert. Er tapft herum in Pyjamahosen und Bademantel. Dann spricht noch die kleine Ruth Witting den Weihnachtsspruch für die verlogenen Wächter der Volkssicherheit: ein dünnes Silberstimmchen klingelt in das Orchester der Bestochenen. Schließlich bekennt ein alkoholisierte Polizist, ein patriotischer Blutsäufer, daß er mit Stolz und geschliffener Plempe einem unschuldigen Judenjungen den Garaus machte. Heinrich Gretler grunzt dieses Menschenschwein, ein überkariertes Polizeiexemplar. Der Auftritt hat etwas *Shakespearisches*. Man wird angeekelt und ist trotzdem ergriffen. Karl Kraus wird zum Überrealisten. Man hat in Paris eine ganze Dichterschule gegründet, die sich diesen Titel gab. Die Pariser wollen Träumer und Schwärmer sein. Der Wiener Überrealist will ein *verbitterter Staatsanwalt* sein. Er kann nicht lächeln, wie etwa der abgeklärte Bernard Shaw, er kann nur *geifernd grinsen*. Es wohnt in ihm *manchmal die bloße Denunziantenlust*, doch es wohnt in ihm auch der Mut, die mistigsten Charaktere und Übelstände zu durchwühlen.

Max Hochdorf

Leider gleichfalls zu spät eingelangt; fürs nächstmal vorgemerkt.

'*Deutsche Tageszeitung*' (allddeutsch):

Des Wiener Pamphletisten K. K. Schlüsselstück über die Wiener Pressekorruption und gegen den früheren Polizeipräsidenten, jetzigen Bundeskanzler Schober. Ein wüsten Pamphlet, diktiert vom Haß. Undramatisch, nur stark in einigen Episoden und im Dialog. Kraus versteht es, seinen Geifer in die blendendste Form zu gießen, mit seinem Hohn schrickt er vor nichts zurück. Das Ganze ist hemmungslose Tendenz.

Die von dem Mannheimer Heinz Dietrich Kenter prägnant geleitete Aufführung fand vor einem willfährigen Interessentenpublikum *starken Beifall*. Hervorzuheben sind Hans Peppler als Polizeipräsident, Peter Lorre als korrupter Pressemensch und Paul Nikolaus als der mit allen Wassern gewaschene Journalist. B. F. Dolbins Bühnenbilder wirkten suggestiv.

—h.

'*Die Weltstadt*':

*Shaw und Kraus*

— — — — Trotzdem, es bleibt dabei: Auch mit der besten Darstellung der Welt bringt dieser Shaw kein Blut zum Kochen. Und das eben gerade vollbrachte mit seiner einzigartigen Sprachschmiede-

kunst, seinem mutigen Einstürmen für die Wahrheit Kraus durch die »Unüberwindlichen« in der Volksbühne. Hier werden die Köpfe im Parkett erhitzt bis zur Weißglut — — — Da wird jedes Wort Waffe, die Bühne Tribunal, die Szene Kampf, das Theater Aufruhr, Gegenstoß. Eine unheimliche Gewalt geht von dieser Sprachkraft aus. — —

Heißer Atem wie von den Rossen der apokalyptischen Reiter schnauft durchs Haus. Denn in dieser Aufführung erfolgt auch spielerisch die Sammlung zu neuem Vorstoß. Hier ist jeder »drin«, ohne selbstgefällige Parade: Einheit des Geistes, Verbundenheit der Gestaltung formen hier lebendigstes Theater — — — Wenn die beiden Konzeptsbeamten ... dann auf einmal ihre bürokratische Lethargie abschütteln und den nackten Tatsachenbericht des Wiener Blutbades scharf umrissen hinausschleudern ... hat die Aufführung ihren Höhepunkt erreicht. Das Haus am Bülowplatz erzittert in seinen Mauern und wohl über eine halbe Stunde lang wird Kraus immer wieder an die Rampe gezwungen. (Bei Shaw reicht's in der dritten Vorstellung nur zu vier Vorhängen.) — — — —

Herbert Pfeiffer

'Berliner Morgenpost« (Ullstein):

— — Seine »Unüberwindlichen« sind nur ein Schlüsselstück; dramatisierte Zeitgeschichte; theatralische Anklage; Reportage in vier Akten, Aber gerade darum ein Treffer ins Schwarze, richtiger gesagt: ins Schwarzgelbe. Ins Herz des Heimwehr—Österreich von heute, der Wiener Reaktion und Korruption. — — — —

Der neue Bundeskanzler muß a' Freud' hob' n. — —

— — Wer bittere Wahrheiten mit so viel Esprit und in so schlagkräftiger Formulierung zu sagen weiß, erfüllt nur seine theatrale Sendung, wenn er die Werkzeuge des Systems, das er bloßstellt, der verlogenen Phrase entkleidet, mit der sie ihre Unwahrhaftigkeit und ihre Gemeinheit verhüllen; wenn er mit dem Finger auf sie zeigt: So sehen sie aus! Auf den Polizeipräsidenten, der im Kurialstil sinnloses Amtsgewäsch von sich gibt und sein Pflichtgefühl in einem Lied von durchschlagender Komik besingt; auf den Vampir Barkassy und seinen Helfershelfer Fallotai, zwei edle Seelen von miteinander wetteifernder Schamlosigkeit. Auf den Geldmann Camillioni, der sich in schlotternder Angst vor dem Erpresser immer wieder schröpfen läßt. Alles unter einem Schnellfeuer geschliffener Bosheiten, die vor nichts haltmachen. Wenn z. B. einer von der Revolvergilde sagt: In Österreich herrscht Faschismus, gemildert durch Schlamperei, so dröhnt das Haus vor Gelächter.

Fragt sich nur, ob diese Resonanz sich auch in einem weniger mit Literaten durchsetzten Publikum einstellen wird. In der Erstaufführung war jedenfalls der Heiterkeit und des Beifalls schier kein Ende, und K. K. mußte unzählige Male an die Rampe, allein und mit den Darstellern des Studios der Volksbühne. — — — —

Moritz Loeb

'Deutsche Zeitung' (nationalistisch):

*Falschmünzerei*

Ein aufpeitschendes, aber falschmünzerisches Stück des Fackel—Kraus, des Wiener Anarchisten, das die Revolution vom 15. Juli 1927 und den Sturm auf den Justizpalast zum Gegenstand der Anklage und der kommunistischen Feier macht.

Karl Kraus zeigt die verpestete und korrumpierte Stadt Wien, ihren Presseskandal und die Ehrabschneiderei, die zum Geschäft wird. Er zeigt aber in seinem Sohlüsselstück auch in der Maske des Polizeipräsidenten Schober den Regierungsmann von der christlich—nationalen Partei, der, mit dem frommen Augenaufschlag nach außen, heimlich die Unschuldigen der Revolution vom 15. Juli 1927 hinhinrichten läßt. Hier ist die gemeine Lüge und Niedertracht dieses Stückes, das der Wahrheit Hohn spricht. Hier kommt der kommunistische Dreh zum Vorschein. Und wenn es sich anfangs anließ, als ob dieses Stück ohne Ansehen der Person und mit nur geringen Abänderungen auch vor einem Parkett von Nationalsozialisten seine Wirkung gehabt hätte, so zeigt der 4. Akt das übliche Klischee der politischen kommunistischen Bühne, die Verdrehung und böswillige Fälschung, den Lügentrick der Bolschewisten. Denn Schober hat im Gegenteil mit dem Schießbefehl gezögert, bis die Polizei von dem Pöbel gelyncht, bespuckt, zertrampelt, zerrissen und zerstoichen wurde und erst dann zur Notwehr gegen die bolschewistische Revolte griff. Daß dabei Unschuldige zu Fall kommen, ist in Zeiten revolutionären Aufstandes nicht zu verhindern.

Wenn diese Fälschung nicht wäre, hätte man in diesem Stück ein Musterbeispiel der jüdischen Korruption, ein Stück gegen die Mitte, gegen diese faule Koalition von Schiebungen und Erpressungen, die sich in demokratischen Zeiten überall findet, ob unter dem Namen Barkassy, Castiglioni oder Sklarek.

Die Volksbühne sorgte für eine aufgeregte, aufreizende, brüllende und tosende politische Demonstration. — — —

Dr. R. Biedrzyński

'Die Welt am Abend' (kommunistisch):

Ein entmenschter Polizeipräsident, ein korrupter Journalist stehen im Mittelpunkt des vieraktigen Dramas von K. K. Die überwältigende Sprachkraft des Dichters, sein unerbittlicher Haß, mit dem er den Objekten seines Angriffs zuleibe rückt, die ausgezeichnete Regie Heinz Dietrich Kenters und eine dem Dichter absolut ergebene Darstellung machten die Erstaufführung, die gestern vormittag im Theater am Bülowplatz erfolgte, zu einem außergewöhnlich großen Theatererlebnis. Es war nicht nur die eingeschworene Kraus—Gemeinde, die sich an dem Beifall beteiligte, der immer wieder bei offener Szene und übermächtig nach den Aktschlüssen einsetzte, es war das Publikum in seiner Gesamtheit, K.—Anhänger und K.—Gegner, die durch die aktuelle Wahl des Themas, die Gestaltungskraft des Dichters und die Leidenschaft der Darstellung hingerissen wurden.

Das Drama ist als Schlüsselstück bezeichnet worden, und wirklich: sie leben, der Polizeipräsident Wacker und der korrupte Journalist Barkassy, aber sie leben und wirken nicht nur in Wien, so typisch—österreichisch das Stück in vielen Einzelzügen auch sein mag, sie leben mitten unter uns, die schmutzigen Affären einer verdorbenen Journaille, die entmenschten Untaten einer korrekten Beamtenseele, greifen weit über das öffentliche Leben Wiens hinaus, diese Dinge sind gerade für Berlin durchaus nichts Fremdes mehr, sie heißen hier nur anders, der Hintergrund ist ein wenig anders, aber es sind dieselben Triebkräfte, dieselben Moralgrundsätze, dieselben Richtlinien einer Staatsautorität am Werke mit den gleichen Folgen für das öffentliche Leben — in Wien wie in Berlin. Und gerade diesem Umstand ist der *beispiellose Erfolg* der gestrigen Aufführung zuzuschreiben.

Das Drama ist am stärksten in seinen beiden ersten Akten und schwingt sich dann wieder zu einem grandiosen Höhepunkt auf, als die beiden Konzeptsbeamten des Polizeipräsidenten Hinsichtl und Rücksichtl bei der Festveranstaltung des wackeren Herrn Wacker am Weihnachtsabend auf ein paar Augenblicke ihre verstaubten Beamtenseelen verlassen und als Menschen die dokumentarische Wahrheit über das Blutbad des 15. Juli in Wien hinausschreien.

Nach dramatischen Gesetzen und den Gesetzen landesläufiger Bühnenwirksamkeit hätte hier der Vorhang fallen müssen, die Gesetze der Wahrheit zwingen K. K. zu einem Ende der Wirklichkeit. Der korrupte Journalist kehrt zurück, der entmenschte Polizeipräsident bleibt auf seinem Posten, zwei unüberwindliche Mächte, das ist das Ende voller Bitternis, und es ist unmöglich, mit den heutigen Mitteln der Politik und der Publizistik an diesem Zustand etwas zu ändern.

— — — es waren drei eindrucksvolle, drei starke, drei unvergeßliche Stunden, die uns am Sonntag die Volksbühne bescherte. Der Beifall, Dank an Darsteller und Regisseur, die Hervorrufe, Dank an Karl Kraus, der uns diese lebendige Wirklichkeit einer brennenden Scham gegenwartsnahe vor Augen geführt hat.

Emil Rabold



Jacobi



'Der Montag' (Hugenberg) unter dem zutreffenden Titel:

*Der Überwindliche*

Das Schlüsseldrama von Karl Kraus »Die Unüberwindlichen«, das in schamloser Weise gegen den verdienstvollen Polizeipräsidenten von Wien und jetzigen Bundeskanzler geifert, wurde als Sonntagsvorstellung einer hysterischen Literaten*bubeska* gezeigt und von dieser mit frenetischem Geheul aufgenommen, *so daß sich der Autor wiederholt zeigen mußte*. Es ist unglaublich und unverständlich, daß die Volksbühne nicht so viel *Taktgefühl* besaß, um dieses für Berliner Begriffe geistlose Machwerk *zu verhindern*. Die Verspottung und Verleumdung des österreichischen Regierungschefs, der auch in naturgetreuer Maske auf der Bühne erschien, *dürfte aller Voraussicht nach noch ein diplomatisches Nachspiel haben*. »Österreich von heute ist Faschismus gemildert durch Schlamperei«, so ähnlich wurde einmal im Verlauf des Stückes gesagt. Nun, vielleicht kann diese »Schlamperei« doch noch solche Exzesse verhindern. — Das Drama bietet *für Berlin gar nichts Interessantes*.

0

'Das kleine Journal' (unparteiisches Klatschblatt):

— — — — Der Wiener Satiriker stand dem irischen Satiriker gegenüber und siegte wie er wollte. Karl Kraus ist in seinen »Unüberwindlichen« all das, was Shaw in dem »Kaiser von Amerika« gern sein *möchte*. — —

K. schildert seinen Kampf gegen den großen Korruptionisten Bekessy, und er karikiert den Polizeipräsidenten Schober. Es sind Fresko—Karikaturen großen Stils, mit ausgesuchter Bosheit an die Wand geworfen. Aber in dieser Bosheit steckt Kraft. Die Karikaturen wirken, auch wenn man die Originale nicht kennt. Und das ist ein Beweis für das Künstlertum des Autors. Dadurch wächst die Satire *über den engen lokalen Bezirk* ins Menschliche und Übermenschliche. — — — —

Die »Unüberwindlichen« hatten einen großen und ehrlichen Erfolg und das Publikum *ging vom ersten Wort an begeistert mit*.

— —

Evarist

In dem üblen Boulevardblatt, in dem gleichzeitig Herr Salten die Gestalt Schobers für die Fibel zubereitet, zu der sie tendiert, im '*Acht—Uhr—Abendblatt*' (Mosse) eine Kritik, die am sachlichsten auf das Wesen der Satire eingeht:

Wenn wirklich die Zeit das Zeitdrama, eine politisch aufgeregte Menschheit das politische Drama fordert, so sind die »Unüberwindlichen« von Karl Kraus ein Zeitdrama, das politisch wirkt, weil es Politik »hat in sich selbst«, ohne daß ihm erst die politische Wirkung (wie sie Piscator oft seinen Stücken antat) gewaltsam aufgesetzt zu werden braucht.

Selten wurde in einem Theater Berlins so laut und herzlich applaudiert, so herzlich und bitterlich gelacht, wie in dieser Sonntagsmatinee der Volksbühne. *Von den 2000 Menschen, die das Theater füllten, werden 1500 kaum die Namen* der hier bekämpften Wiener, des Zeitungsmanns, des Finanzmanns, *kennen*; und noch nicht die Hälfte wird wissen, wie sehr der dargestellte Polizeipräsident und alle anderen Figuren in Maske, Art und Spiel den Originalen gleichen. Daß trotzdem und trotz der mehr dialogischen als dramatischen Form des Stücks die Wirkung (wie bereits in Dresden) derart eindringlich und erregend, *der Beifall donnernd und einmütig* war, widerlegt den Einwand: die Wirkung des Karl Kraus sei auf jene Wiener Atmosphäre begrenzt, aus der und gegen die seine Lebensarbeit (dreißig Jahre der Zeitschrift »Die Fackel«, polemische Bücher, Dramen) erwuchs.

Am Abend vor diesem politischen Nachkriegsdrama schlug der Versuch einer großen politischen Komödie des großen demokratisch—sozialistischen Satirikers G. B. Shaw fehl, der, von der demokratisch—sozialistischen Welt gefeiert, sich plötzlich antidemokratisch gebärdet, um mit weltmännischer Dialektik seine Stimme zur Weltpolitik zu erheben, — mußte fehlschlagen, weil sich Shaws Stück in einer künstlich konstruierten Unwirklichkeit bewegt, die Unwirklichkeit bleibt, da Substanz und Ziel fehlen.

Umgekehrt muß die aus lokalsten Wiener Zuständen und Mißständen sich entwickelnde politische Komödie des Karl Kraus, der 1914 erklärte, »seine Anschauung negiere die Welt der demokratischen Satire«, weit in diese demokratisch—sozialistische Welt hinwirken. Nicht nur durch ihre eigentliche Substanz: jene dokumentarisch belegten, wenn auch satirisch mächtig übersteigerten Wiener Unmenschen und Untaten; und nicht nur durch ihr in jeder Szene klares Ziel: die vorgeführten Unmenschen und Untaten bis zur Ausrottung aufdecken und bekämpfen zu wollen. Sondern weil der Zuschauer fühlt, daß die hier Getroffenen jeden betreffen, denn die Betreffenden sind so (oder so ähnlich) in aller Welt vorhanden oder können es jederzeit sein, müssen also in aller Welt bekämpft und ausgerottet werden.

Aber man darf, für die Wirkung, keinesfalls überschätzen, daß diese Menschen, Taten und Worte so (oder so ähnlich) in Wien existieren, ja, daß sogar vieles Menschliche, Tätliche, Wörtliche genau wie es sich ereignete, in das Drama übernommen wurde, Die Wirkung des Dokumentarischen entspringt nicht der Technik, daß es, sondern wie es ins Stück gefügt ist.

Das wirklich Wirkende ist die Leidenschaft, aus der das Stück entstand. Nur diese Leidenschaft vermochte es, den Dialog so scharf und schlagend zu formen, daß er die Personen im Zuschauerraum ebenso unbarmherzig einfängt, wie die Personen auf der Bühne. Nur diese Leidenschaft vermochte es, in die drei sich überschneidenden Kreise der Erpresserpresse, der Finanzspekulation und der mißbrauchten Polizeigewalt jenes tatsächlich Gesprochene und Getane derart einzuschmelzen, daß die unnatürliche, von der Satire geforderte Übersteigerung nun fast natürlich wirkt: als infernalisches Zeitbild, dessen Menschen ebenso lebendig sind für den, der nicht weiß, daß sie leben, wie für den, der es weiß.

Wer nicht einsehen will, daß der erregende Eindruck hier nicht eigentlich vom Speziell—Stofflichen ausgeht, sondern von der Leidenschaft und Kunst, mit der es gestaltet wurde, der sei darauf gewiesen, wie die *stärkste Wirkung viel weniger den Tatsachen, als der Sprache entspringt*, um die sich Kraus zeitlebens fanatisch bemüht hat: dem entlarvenden Dialog, dessen blutiger Hohn auf dem Wege zum Hörer blutiger Ernst wird. Oder man achte darauf, daß Kraus keineswegs, wie leider sonst meist die Zeitdramatiker, seine Gegner als pure Schurken oder Idioten zeigt, sondern daß sie im Grunde allesamt schwächliche komische Käuze sind, deren Stärke sich aus ihrer Schwäche gebiert, — weshalb sie gerade zu »Unüberwindlichen« werden: weil gewitzte, ums Leben kämpfende Schwäche schwerer zu bekämpfen ist als gradegerichtete Kraft.

Das Stück wurde unter der klaren entschiedenen Führung Heinz Dietrich Kenters von Schauspielern dargestellt, die sich redlich mühten, mit der Leidenschaft ihres Autors zu wetteifern. Peter Lorre ist zwar nicht oder noch nicht geeignet für die Rolle des Preß—Erpressers, der aus hysterischer Ohnmacht Macht für sich fordert, im Namen einer Moral, von deren unmoralischer Ausnutzung er sich mästet. Aber Lorre nahm die Rolle mit solcher hingebenden Kraft, daß man kaum merkte, wie er sich manchmal übernahm. Nikolaus: sehr ergötzlich in der verblüffenden Kopie von Barkassys Budapester Gehilfen; Gerron: weinerlich und massig als Finanzmann; Steckel: ein Polizeirat, der alles macht und mitmacht; Almas und Schweitzer: sehr exakt als die Konzeptsbeamten, die während ihres Treugelöbnisses für den vorgesetzten »Hort der Republik« plötzlich in ein Referat über die furchtbaren Wiener Vorgänge des 15. Juli 1927 ausbrechen. Ginsberg sprach in einer Episode die Rolle, die Karl Kraus selbst (nach seinen Berichten) gespielt hat; ob Ginsberg so spielte, wie Kraus gesprochen hat; steht nicht zur Beurteilung; aber er spielte zurückhaltend und taktvoll, ebenso wie als einzige Frau unter den Männern: Cäcilie Lvovsky.

Zugleich mit dem Stück kam in Berlin ans Licht und zu Erfolg der Schauspieler Hans Pepler, der den Polizeipräsidenten gab, nein, spielte, nein, leben ließ (und neunzig Wiener nicht leben ließ), mit vielsagend—nichts—sagendem, bärtigem Gesicht, mit jenem allzeit beschwichtigenden, diesbezüglichen Amtsstil, dessen verbindliche Unverbindlichkeit er in jedem Satz durch Akzentverschiebungen, falsche Pausen, plötzlich abgleitende Stimme noch mehr ins Unpersönliche dämpfte. So wirkte diese Karikatur, weil sie in keinem Augenblick als Karikatur dargestellt wurde, stärker, als wenn sie eine gewesen wäre. — Der Beifall rief oft Kraus und alle Mitwirkenden.

Kurt Pinthus

'Berliner Volks—Zeitung' (Mosse):

Ein erregender, vorwärtstreibender Theatermorgen, für den die Volksbühne Dank verdient hat. Ihr Verdienst wird noch größer sein, wenn sie das Drama *in ihren Abendspielplan übernimmt*. Hier ist wahres Volkstheater. Ein unbestechlicher Geist, der in einer Welt, die er negiert, kompromißlos lebt, vermag es, die Uner-

bittlichkeit seines Denkens im leuchtenden Wort, im klaren Aufbau so suggestiv mitzuteilen, daß es uns als Einzelwesen und als Glieder einer Gemeinschaft gleich viel angeht. Karl Kraus kämpft für eine Gemeinschaft, in der es keine Verbindung zwischen Schiebertum und Regierung, zwischen Revolverpresse und Polizeigewalt mehr gibt. Er zeigt uns österreichische Porträts, aber es sind Zustände, die uns selber drohen, in denen wir zum Teil schon mitten darinstehen. Was sind die Sklareks anders als die Castiglioni, die Heimwehren als die Stahlhelmer, Jakubowsky—Mord <sup>1</sup> als Pöfl—Freispruch? Ein Charakter kämpft gegen Korruption jedweder Art: Schiebertum wird nicht ungefährlicher, wenn es Theater finanziert, abhängige Journalistik nicht würdiger, wenn sie einer verdammenswerten Regierung dient. Diese Polemik ist nicht nur Dokument, sie ist Symbol für ein System in dem die Charakterlosen die Unüberwindlichen sind. Groß verkündet der Herausgeber der »Fackel«, daß nicht genügend Regierungen abtreten können, wenn die Erschießung des Apothekerlehrlings bei den Unruhen am Justizpalast gebührend gesühnt würde. Aber nicht minder schlimm prangert er bürokratische Dummheit an, die sich bei Eingaben beruhigt, geißelt er Schmockerei, die erfolgreiche Schieber als Kulturbringer feiert. Kraus zeigt, wie die Napoleons des Schieberkapitals und der Revolverjournalie in Wahrheit aussehen, wie gegenseitige Furcht bei ihnen die treibende Kraft ist. Daß dieser Charakter zugleich ein Künstler ist, daß hier Zeitgeschehen auch künstlerisch geformt wird, macht das Drama »Die Unüberwindlichen« zu einem Markstein in der Entwicklung des Dramas. (Wann folgt die Uraufführung der »Letzten Tage der Menschheit?«)

Da es sich um Kunst handelt, läßt sich ein Hinweis auf ästhetische Momente nicht vermeiden. Wie gekonnt ist hier die Dramaturgie des Nebeneinander! Während der Polizeipräsident Schober, der es »nicht jedem recht machen kann und darum nur seine Pflicht tut« (aber seine Pflicht so auffaßt, es jedem recht zu machen), den Dichter anhört, sitzt im Nebenzimmer der Pressegewaltige Bekesy mit einem Unterbeamten des »Faschismus mit Schlamperei« protegierenden Polizeichefs und durchkreuzt die Aktion. Die energische, geistreiche Regie H. D. Kenters fühlte sich, in Verbindung mit dem Zeichner B. F. Dolbin, der als Bühnenbildner sehr glücklich debütierte, gut in die Dramaturgie zumal dieser Szene ein: ein Paravent trennte und verband die beiden Handlungen — eine Wand, die nachgibt. Der Wortwitz des Dichters entstammt nicht nur einem wachen Intellekt, Karl Kraus ist im Epigramm und im Couplet ein Nestroy—Erbe, vertritt jenes Österreichertum, das mit dem morschen Österreich nicht untergehen möge, jenes Österreichertum, dessen Anschluß eine Bereicherung deutscher Geistigkeit ist.

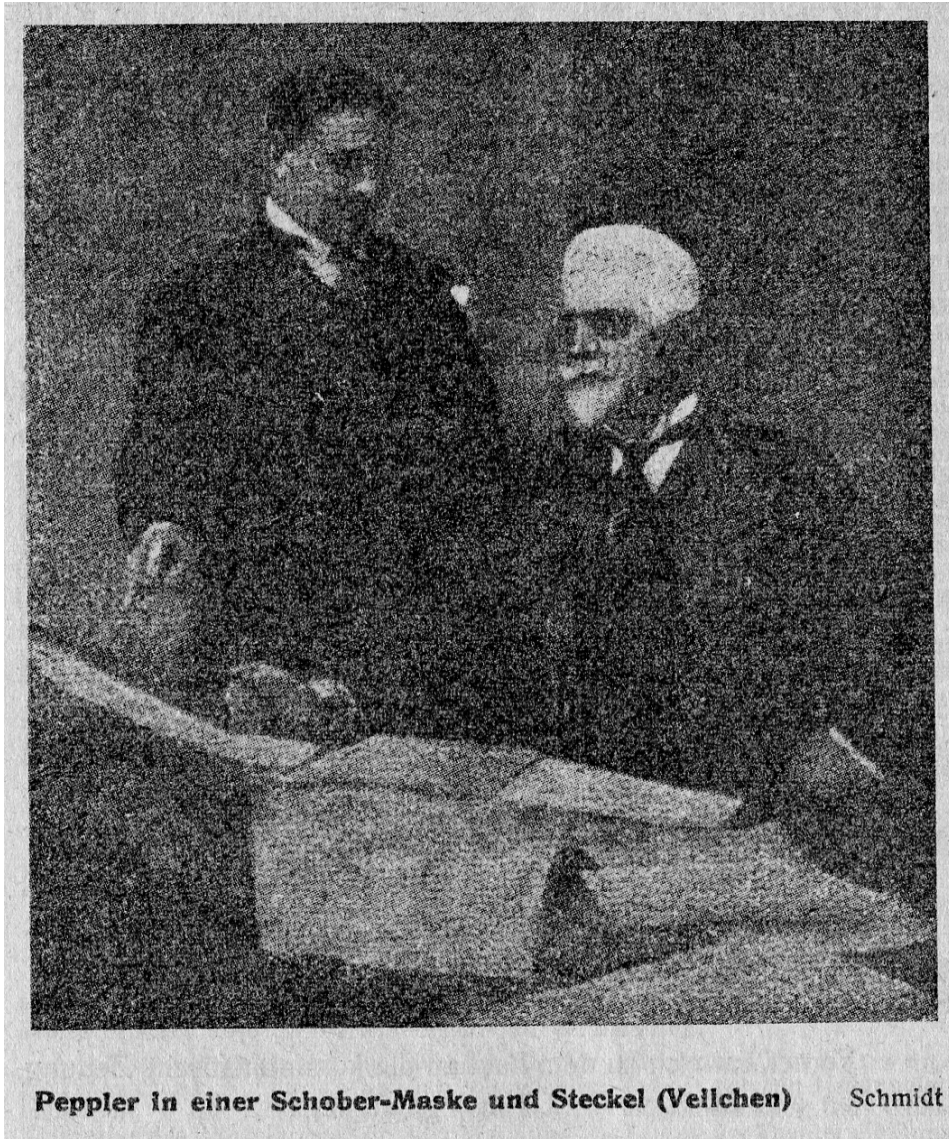
— — — — *Beifall von ungeheurer Stärke und eindringlicher Überzeugtheit durchtoste den Riesenraum des dicht besetzten Theaters und rief den Dichter. Die, die es anging, und die in den mondänen Theaterpremierer nie fehlen, waren nicht anwesend.*

Lutz Weltmann

(Der als Theaterkorrespondent der Arbeiter—Zeitung auch nicht anwesend war.)

<sup>1</sup> Jakubowski wurde wegen eines Mordes, den er nicht begangen hatte, 1926 hingerichtet

Aus der 'Berliner Volks—Zeitung':



'Berliner Börsen—Courier':

In eine Zeit, in der die Ironie die innere Unsicherheit maskiert, in der der Witz unverbindlich, der Hohn ziellos geworden ist, fährt diese Komödie von Karl Kraus. Die Ironie verpflichtet sich, der Witz hat Schußrichtung, der Hohn ein Ziel.

»Die Unüberwindlichen«, die in Dresden von einem mutigen Schauspielerstudio uraufgeführt wurden, geben die beste Antwort auf jene Besserwisser, die bei jedem miserablen Stück »fröhlich pfeifend« einer ganzen Kunstrichtung das Grab schaufeln möchten. »Die Unüberwindlichen« sind keine Kunstrichtung. »Die Unüberwindlichen« sind ein Zeitereignis. Der Sturm des Gelächters, der von den Rängen zum Parkett herunterfegte, der Orkan des Beifalls, der über alle Aktschlüsse niederging, waren Beweis genug: das Publikum will nicht im beschaulichen Winkel bleiben. Es will teilnehmen an der Gestaltung der Zeit. Das Theater ist eine öffentliche, aktive Angelegenheit, wie die Politik, wie die Justiz, wie die Literatur (wenn sie sich ihrer Aufgabe wieder bewußt wird).

Ich habe hier über die fanatisch bemühte Dresdener Aufführung geschrieben. Die Berliner war stärker. Der Erpresser Barkassy ist in Berlin nur Eingeweihten bekannt. Aber jedes Wort gegen die Korruption wurde vom letzten Galeriebesucher verstanden und zurückgegeben. »Die Unüberwindlichen«: Barkassy, der Erpresser; der unverbindlich verbindliche Beamtentyp des Polizeipräsidenten Wacker, der Nachkriegsmilliardär Camillioni. Wenn wir in Deutschland »Zeitstücke« von dieser Schärfe, diesem Mut und dieser Genauigkeit hätten, würde kein fröhlicher Pfeifer an ihrer Wirkung zweifeln. In Wien holte die Wirklichkeit nach dem eigenen Worte von Karl Kraus die Satire ein. In Berlin hat es die Satire schwer, hinter der Wirklichkeit der Sklareks herzuhumpeln. Karl Kraus: der Haß ist so elementar, daß die Realität sich zu beeilen scheint, ihn zu rechtfertigen.

Die Mittagsaufführung des Volksbühnenstudio setzte einen neuen Schauspieler durch. Einen neuen? Wer weiß noch, daß Hans Peppeler vor Jahren am Staatstheater als Stauffacher in einer grundfalschen Rolle herausgestellt wurde und nach dem Mißerfolg, den er als Versbiedermann haben mußte, wieder in die Provinz und nach Wien ging? Jetzt spielte Peppeler, der Nicht—Wiener, den Polizeipräsidenten Schober. Man kann sich kaum denken, daß diese umwerfende Komik ohne Karikatur, diese schauspielerische Freiheit über den Tonfall des Wiener Dialekts ohne die Mithilfe von Karl Kraus entstanden ist. Diese reizvolle Abwechslung der Sprachfärbung, dieses köstliche Ausruhen auf den Silben, dieses Verweilen in verbindlichster Niedertracht — ein prachtvoller Schauspieler! Vor überraschend guten, gezeichneten Projektionsbildern von Dolbin führte der neue Spielleiter Heinz Dietrich Kenter Regie. Die Vorstellung hatte einen kräftigen Umriß — das Verdienst des Regisseurs. Der Einfluß auf die Schauspieler ist vorläufig noch nicht abzuschätzen. — — — —

*»Die Unüberwindlichen« im Abendspielplan — 100 Aufführungen.  
Es darf nicht bei der Studioaufführung bleiben.*

Herbert Ihering

\*

Derselbe 'Börsen—Courier' hat die Nachricht von der Absetzung veröffentlicht, nicht ohne das Wort »Seltsam« hinzuzufügen. Seltsam.

Ferner hat sich zu dem Faktum die kommunistische Zeitung 'Berlin am Morgen' (2. Nov.) gemeldet:

#### *Karl Kraus klagt gegen die Volksbühne*

Wie wir hören, hat K. K. gegen die Direktion der Volksbühne eine Klage vor dem Bühnenschiedsgericht eingeleitet, um weitere Aufführungen seines erfolgreichen Stückes »Die Unüberwindlichen« im Theater am Bülowplatz durchzusetzen. Außerdem verlangt er Schadenersatz für die für Sonntagnachmittag vorgesehene zweite Aufführung des Werkes, die von der Volksbühne plötzlich »aus technischen Gründen« *abgesetzt* wurde, nachdem sie wegen des sensationellen Erfolges des Stückes bereits auf den Litfaßsäulen angekündigt war.

Diese Absetzung hat eine eigenartige Vorgeschichte. Vor einigen Tagen erschien nämlich im Hugenberg—Anzeiger eine Notiz, in der von einer bevorstehenden Intervention des österreichischen Bundeskanzlers Schober die Rede war und an das Berliner Polizei—Präsidium appelliert wurde. Es war dann auch mehrfach die Rede davon, daß die beiden Polizeigewaltigen *Weiß* und *Adriani* (die bereits das eigenartige Verbot von »Giftgas über Berlin« verschuldet hatten) mit der Volksbühne verhandelt haben sollen. Dabei soll allerdings nicht von einem Verbot des Stückes die Rede gewesen sein, sondern nur von einer Vereinbarung, den Namen Schobers in der Aufführung *nicht zu nennen* und *eine weitere Aktualisierung des Werkes zu verhindern*.

(Wenn die Vereinbarung stattgefunden hat, so konnte ihr der Autor, ohne zugezogen zu sein, ohneweiters mit dem Hinweis darauf zustimmen, daß auch im »König Lear« — dessen Vortrag er gleichwohl für den Rundfunk abgelehnt hat — der Name Schobers nicht vorkommt und eine weitere Aktualisierung nicht geplant sei.)

Die plötzliche Absetzung nach dem großen Erfolge der ersten Aufführung ist natürlich eigenartig. Die Volksbühne erklärt sie damit, daß zu wenig Karten verkauft worden seien Auch von einer angeblichen Erkrankung des Hauptdarstellers Peter Lorre war die Rede. Der Polizeizensor *Adriani* selbst aber erklärt öffentlich, daß keine Absicht bestehe, das Stück zu verbieten und »daß es unheimlich wichtig für alle Behörden sein wird, sich die nächste Aufführung des Werkes anzusehen«.

Ein solches Kommuniqué soll tatsächlich an die Presse ergangen sein; der Hinweis auf die Wichtigkeit des Werkes für alle Behörden ist, wiewohl er bloß einer Regung amtlichen Humors entspringt, durchaus berechtigt.

Noch an dem Abend desselben Tages kam der mutige 'Vorwärts' der Volksbühne zu Hilfe:

#### *Karl Kraus und die Volksbühne*

Karl Kraus hat die Direktion des Theaters am Bülowplatz beim Bühnenschiedsgericht verklagt, weil sie sich weigert, weitere Aufführungen seines Stückes »Die Unüberwindlichen« zu veranstalten.

Wie wir erfahren, ist der Grund der Absetzung *keineswegs polizeilicher Natur*. Auch ist es unrichtig, daß — wie ein Morgenblatt behauptet — die Absetzung vom Spielplan im Zusammenhang mit einem Eingreifen des Polizeivizepräsidenten *Weiß* und des Leiters der Theaterabteilung beim Polizeipräsidium, Regierungsrats *Adriani*, stehe. Das Polizeipräsidium hat mit der ganzen Angelegenheit nichts zu tun. Die Absetzung erfolgte lediglich aus *geschäftlichen* Gründen. Obgleich die Theaterleitung zur *Verstärkung der Propaganda* den Reinertrag der zweiten Aufführung den Angestellten für ihren Ferienfonds zugesagt hatte, waren *bis Donnerstag* früh *nicht mehr als 160 Karten* verkauft. *Außerdem* erkrankte der Schauspieler Lorre und der Arzt erklärte es für sehr zweifelhaft, ob er bis Sonntag so weit hergestellt sein werde, daß er spielen könne.

Eine Aufnahme der »Unüberwindlichen« in den Abendspielplan der Volksbühne konnte aber deshalb nicht stattfinden, *weil der Stoff*, den daß Stück behandelt, dem Berliner Publikum und *namentlich dem der Volksbühne allzu fern liegt*.

Was sie erst aus der Aufführung ersehen hat. Die Erkrankung trat damals nicht ein. Das angegebene und ohne Presse erzielte Verkaufsergebnis wurde von Fachleuten als ungewöhnlich günstig bezeichnet, es war falsch angegeben: in einem Schriftsatz erhöhte es sich bis auf 251. Der 'Vorwärts' muß nicht gelogen haben, da er das Amt des Herrn Zörgiebel entlastete. Eine solche Intervention — die übrigens subkutan zu erfolgen pflegt — war überflüssig.

Die Wahrheit hat an demselben Abend des 2. November der 'Lokal-Anzeiger' kundgemacht:

*Die überwundenen »Unüberwindlichen«*. Morgen hätten die »Unüberwindlichen« von Karl Kraus auf der Volksbühne noch einmal ihren Unfug treiben und Schmutz über Österreich bringen sollen. Wie im Morgenblatt gemeldet, ist die Aufführung »aus technischen Gründen« abgesagt worden. *In Wahrheit wurde aber das Stück abgesetzt, weil die österreichische Gesandtschaft energische Schritte unternommen hat*. Angesichts der nunmehr erfolgten Absetzung des Schmähstückes mutet es wie ein Witz an, daß uns Herr Kraus eine Berichtigung sendet, wonach die Volksbühne nie das Versprechen gegeben habe, das Werk nur *einmal* aufzuführen (was von einer der Leitung der Volksbühne nächststehenden Seite behauptet wurde), und »daß die Volksbühne vertraglich verpflichtet sei, das Stück weiter aufzuführen.« (*Siehe oben!*) Daß die Aufnahme der »Unüberwindlichen« in den Spielplan des Theaters am Schiffbauerdamm beabsichtigt war, wird von Herrn Kraus gleichfalls berichtet. Trotzdem halten wir daran fest, daß der Plan bestand. Gegen die weitere Inanspruchnahme von Rechtsanwälten durch Herrn Kraus ist nicht das geringste einzuwenden.

Wieso mutet es wie ein Witz an? Wenn die Volksbühne schon vorher das Versprechen gegeben hätte, das Werk nur einmal aufzuführen, so wäre wohl die zweite Aufführung gar nicht angesetzt worden und das Eingreifen der österreichischen Gesandtschaft überflüssig gewesen. Dessen Erfolg beweist höchstens, daß die Volksbühne *nach* der einmaligen Aufführung versprochen hat, es nicht *wieder* zu tun.

Von keinem Wiener Sozialdemokraten, aber im Prager 'Sozialdemokrat' wurde der Umstand als »erfreulich« bezeichnet, daß zu derselben Zeit, da ein »Repräsentant der unüberwindlichen Mächte Kapital, Presse und Polizei« den Anschlag auf die Freiheit des österreichischen Volkes verübe, »in Berlin dieses Nachkriegsdrama in Szene geht«. Und dazu bemerkt:

Selbst teils gehässige, teils alberne, als gemeinsames Merkmal tiefgründiges Unverständnis gegenüber Dichter und Werk zur Schau tragende Besprechungen der zünftigen Kritiker, lassen erkennen, daß die Aufführung von stärkster Wirkung war und vom Publikum begeistert akklamiert wurde.



Nach einer Reklame, von der ein Dutzend Berliner Theater leben könnten, ruhte sich die Presse aus und verzichtete darauf, zu reklamieren. Der Knopf, auf den gedrückt worden war, gab ihnen allen das Signal, nicht herbeizueilen. Auf den Kontrast zwischen den Enthusiasmen und dem Faktum der Absetzung verweist ein Artikel in einer dramaturgischen Zeitschrift, die aber nicht von der Berliner Volksbühne, sondern von den Städtischen Bühnen in Essen herausgegeben wird (»Der Scheinwerfer« III., November). Der Artikel (»Der politische Schriftsteller K. K.«) knüpft an das Buch des Herrn Tucholsky »Deutschland, Deutschland über alles« an:

— — Gerade weil diese Stellungnahme eine negative sein mußte, ist es notwendig, festzustellen, wer im Gegensatz zum Verfasser der »Gartenlaube von links« die politischen Themata von links wirklich gestaltet und gedichtet hat.

Eine Theateraufführung, die vor einiger Zeit in Berlin als Studioaufführung stattfand und die trotzdem einen außerordentlichen, ja, geradezu sensationellen Erfolg erzielte, gibt dazu den Anlaß. — — Karl Kraus, der lange vor der Mittelmäßigkeit des Herrn Remarque noch im Kriege das wahrhaft gültige Kriegsbuch »Die letzten Tage der Menschheit« geschrieben hat, leitet aus dem Einzelfall eines aus Wien vertriebenen Zeitungserpressers die politische Tragödie der Nachkriegszeit her. Er zeichnet in den vier Akten seines in Dresden ebenso erfolgreich uraufgeführten Schauspiels mit einer künstlerischen Sprachkraft, wie sie selten erlebt wird, nicht nur das Zerrbild einer Epoche, sondern darüber hinaus die Sittengeschichte der ganzen Nachkriegszeit. Wie aus dem Sumpf der Korruption gespenstisch die einzelnen Gestalten als typische Vertreter dieser hohlen Welt der Phrasen emportauchen und wieder darin versinken, wie die grauenvollen Ereignisse des 15. Juli in Wien in das Ganze hineinkomponiert sind und die Schicksale des Erpressers und des Erpreßten gewaltig überschatten, das schafft eine szenische Atmosphäre, die weit über den Einzelfall hinaus bleibenden Wert besitzt. Im letzten Akt brechen plötzlich zwei Kanzlisten los; sie sprechen nicht mehr die papierne Sprache ihres Amtsdeutsch, sondern sie verwandeln sich auf einmal zu ewigen Anklägern. Sie schildern flammend die Geschehnisse eben des 15. Juli. — Der Gedanke, diese Verwandlung zu schaffen, gerade durch die niederen Konzeptsbeamten die Wahrheit verkünden zu lassen, ist eines Shakespeare würdig, den Kraus auf dem Vortragspult oft eindringlich zu Gehör bringt.

(Dieser vierte Akt, stärkster Höhepunkt des Schauspiels, wurde leider in der Aufführung so stark und auch so unnötig gestrichen, daß manche wesentliche Wirkung verlorenging.)

»Die Unüberwindlichen« sind eine politische Dichtung, weil Tatsachen nicht angedeutet, nicht analysiert werden, sondern weil sie ohne Pathos, ohne Tiraden, einfach dem Menschen nähergebracht werden; weil sie die Vorgänge knapp, sachlich, einfach schildern, weil sie darüber hinaus aber auch die Gegebenheiten des Theaters berücksichtigen. Kein Wunder, daß der Erfolg außerordentlich war. Die 2000 Menschen in der Volksbühne klatschten fast in jeden zweiten Satz hinein, die Beifallsstürme wurden stärker und stärker, und eine markante Stelle [das Wacker—Lied] mußte sogar wiederholt werden. (Das genügte, um die Volksbühne zu

*veranlassen, das aktuelle Stück nicht in den Abendspielplan zu übernehmen. Jeder bleibt sich selbst treu.)*

Von einem Teil der Berliner Presse wurde der Erfolg auch gewürdigt. In der Montagspost stellte jemand fest, daß seit »Revolte im Erziehungshaus« ein solches Theatererlebnis nicht zu verspüren war, im Berliner Börsen—Courier wurden dem Stück im *Abendspielplan hundert Aufführungen* prophezeit, im Acht—Uhr—Abendblatt und im Tempo wurde das grandiose Stück dem matten des Herrn Shaw »Kaiser von Amerika«, das am Abend vorher herauskam, gegenübergestellt Nur der Kritiker, der gefragt wurde, warum bei der »*Vossischen Zeitung*« alle Ullsteinbücher gelobt würden, und der die Antwort gab: »Weil alle Ullstein—Bücher gut sind« — dem hat das Stück gar nicht gefallen. Vielleicht, weil die »Unüberwindlichen« nun einmal in einem anderen Verlag erschienen sind, oder weil er, wie man erfährt, von dem Autor der »Unüberwindlichen« einige Male angegriffen worden ist? Daß einem das Stück nicht gefällt — Gott, es gibt ja auch Leute, die dafür von dem grauenvollen »Tobbogan« des Herrn Menzel begeistert waren und es sogar mit dem Kleistpreis gekrönt haben; während Karl Kraus zwar für den Nobelpreis vorgeschlagen wird, zum Glück seiner schlotternden Gegner nur von französischen Professoren, und ihn nicht bekommt. *Aber daß der Herr Redakteur darüber hinaus einfach behauptet, das Publikum sei von bleierner Langeweile gepackt worden, während es fast alle zwei Minuten rasend applaudierte, das paßt zu den Ullsteinbüchern, die eben gut sind, weil sie bei Ullstein erscheinen. — —*

Doch das ist beinahe ein Einzelfall. Sonst setzte sich diese politische Dichtung eines wirklichen Dichters als das durch, was sie ist: der überwältigende Ausdruck einer faszinierenden Persönlichkeit, der es gelang, mit geistigen Mitteln den Niedergang einer Welt zu schildern. Wie der Vortragskünstler K. K. die Welt Offenbachs durch die innere Musikalität seines schöpferischen Könnens wieder lebendig gemacht und dem heutigen Fühlen nahegebracht hat, so hat der Dichter K. K. mit den »Unüberwindlichen« eine andere Welt an den Pranger gestellt.

Und das wird das Wesen des politischen Dichters, der politischen Dichtung bleiben: Das Dokumentarische künstlerisch zu gestalten, die Zeitgeschehnisse zu binden und dem Tatsächlichen auch die zwingende Wirkung zu verleihen, die oft schon dem Nonsens einer politischen Handlung entspricht. In den »Unüberwindlichen« ist dieses Ziel erreicht.

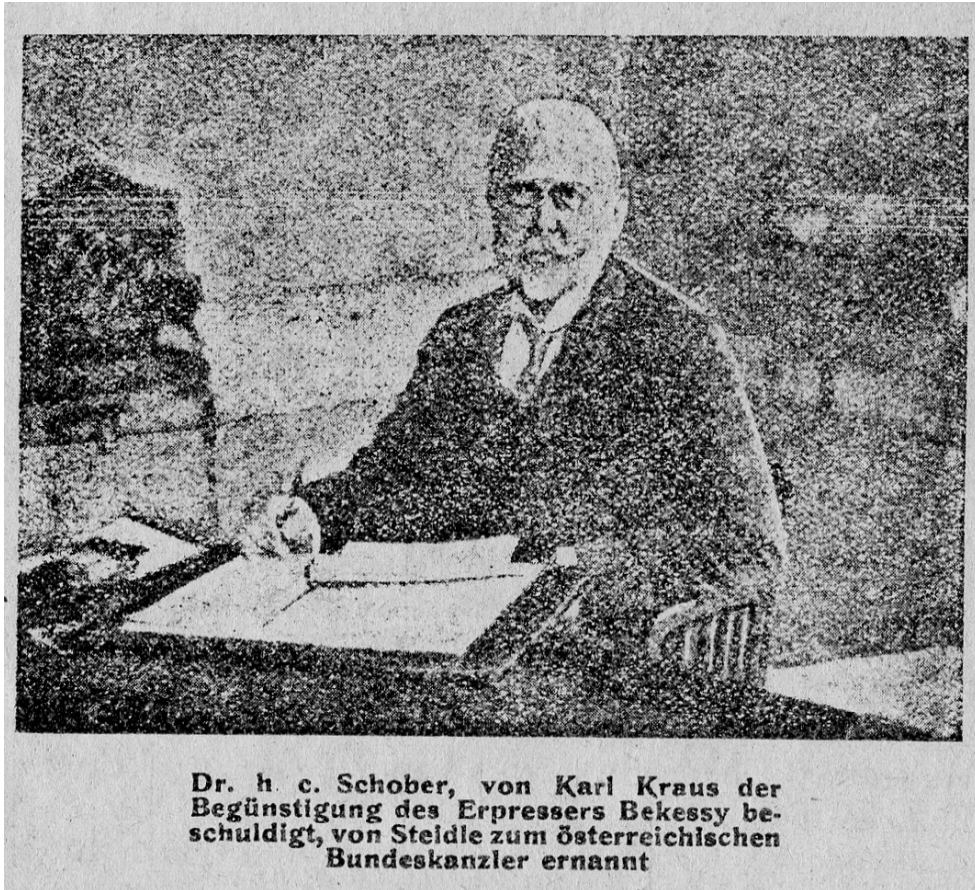
Rolf Nürnberg

Eine Spur des Bewußtseins um die Tat der Volksbühne, mit der die Tat der Volksbühne ausgelöscht wurde, fand sich noch im Briefkasten des '*Magazin für Alle*' (Zeitschrift der »Universum—Bücherei für alle«, IV., Berlin, 1. Dezember):

*Karl Kraus—Matinee.* Sie haben in der Volksbühne in einer Matinee »Die Unüberwindlichen« von K. K. gesehen und wundern sich, daß dieses großartige Werk nicht in den Abendspielplan übernommen wird. Wir wundem uns nicht. Wir wissen schon seit langem, daß die Volksbühne allem, was ihr auch nur eine Diskussion ein-

tragen könnte, aus dem Wege geht. Ihr neuer Vorsitzender hat erklärt, daß sie sich Experimente nicht leisten könnte. Hier bei diesem großartigen Stück hätte die Volksbühne die Möglichkeit gehabt, sich vor vielen früheren Anhängern zu rehabilitieren, und ihre Kasse hätte dabei nicht gelitten. Aber auch die Herren im Vorstand sind »unüberwindlich«, solange die Volksbühnenjugendopposition nicht über ausreichende Kräfte verfügt, um einen Vorstand nach ihrem Sinne zu wählen.

Dasselbe Heft brachte, die Ehrung vorwegnehmend:



Nichts wäre verfehlter und überholter als diese Antithese; nichts heute entgegengesetzter einer Einsicht, die vor den vollendeten Tatsachen der Zeitgeschichte abdankt, ja schon im Glossendruck beigegeben hat. Mag es stimmen oder nicht, daß die Düpierung Steidles bald aktueller sein könnte als die meiner Wenigkeit — ich habe mich zu der Erkenntnis durchgerungen, daß dort, wo eine Gestalt bereits zum Sinnbild allseitig wirkender Treue abgeklärt ist, sie sich der konkreten Bindung an die einzelne politische Aktion entzieht. Der Verkörperung eines Prinzips geschieht kein Abbruch durch Äußerlichkeiten, die ihm, vom jeweiligen Parteistandpunkt gesehen, entgegenzuwirken scheinen, und was enttäuschem Erfüllungsdrang als Felonie vorkommen mag, ist die Verpflichtung an den überparteilichen Sinn der österreichischen Mission. So befriedet sich aller Widerspruch einer Gestalt und ihrer Betrachtung. Denn anders wäre doch die Faszination des Liberalismus durch einen Staatsmann nicht erklärbar, unter dessen Ägide strafrechtlich die Verbannung des Geschlechtslebens in ein mittelalterliches Verlies zustandekommen soll. Und kann denn die Anbetung einer aus der Rotationsmaschine hervorgegangenen Divinität, kann die Hingabe an den Treuhänder journalistischer Interes-

sen durch den Umstand berührt werden, daß seine erste Regierungshandlung das Pressgesetz war? Hindert dieses, dem Charme zu erliegen, der die Persönlichkeit umfließt? Hat Lippowitz, von dem es jährlich das Opfer von 300.000 Schilling fordert, dem es nichts gelassen hat als die Hoffnung, ein paar Bundesbeamten ehrbaren Anschluß zu ermöglichen — hat er sich einen Augenblick bedacht, den Wandler seines Lebens zum Großkanzler zu ernennen? Gaben des Herzens sind es, die die Herzen gewinnen und selbst dort, wo's an die Tasche geht, Entschädigung gewähren. Es spielt eben in einem Gebiet, worin es von Natur nur Gunst nach allen Seiten gibt und also keinen Raum für Mißgunst, wo der Geist der steten Verneinung abgewirtschaftet hat und alles wieder ist, wie es in der Fibel war und bevor wir zur Handgranate griffen; wo man nicht viel nach Geld und Gut fragt, wenn man nicht zahlen kann, und wo Gott einen zu diesem Behufe in die weite Welt schickt. Nun, so viel Zeittakt darf man bei mir noch voraussetzen, daß ich auf einem Felde, das nur Sieger kennt, zwar die Position des einzigen Besiegten in Ehren behaupten, aber doch nicht wännen werde, die Einheitsfront dieser christlich-sozialdemokratischen Bürgerwelt polemisch durchbrechen zu können. In einer Gegend, wo der Zauber der Persönlichkeit so viel vermag, Ansprachen das übrige tun und der Rest von trüber Realität hinter Titellern verschwindet; dort, wo täglich so viele hinter Einem stehen, daß 400.000 Arbeitslose nur eine Zeitungskolumne bilden, ist dieser Zustand eben die Wirklichkeit, die alle Satire tilgt. Nichts bleibt übrig als zu tun, was schon alle taten: den Trennungsstrich zu ziehen gegenüber der Vergangenheit; und hin und wieder ein wenig Lust, den Sprachgeist an den Reden und Artikeln jener zu rächen. Obgleich — wie die Gasmasken in der »Letzten Nacht« — auch unsereins seine Pflicht hier zu erfüllen hat: unbeeinflusst von der Stimmung der Tage sein Erlebnis, den Rechtskampf um eine Sache des Geistes dokumentarisch darzustellen, so ziehe ich das Fazit der Unüberwindlichkeit in einem ganz positiven Sinne, so bekenne ich, daß sich die Tauglichkeit im Felde der hohen Politik jenseits der moralischen und intellektuellen Kriterien bestimmt, die in meiner Polemik bestimmend waren. (Bis zum Parsival gehe ich noch mit, vor dem Holländer kapituliere ich; und daß ich in der Liebe zum österreichischen Vaterlande hinter den Westmächten zurückbleiben könnte, erscheint mir unmöglich.) Wer zu lesen versteht, wird schon dem letzten Heft entnommen haben, daß ich es aus der Hand gab und daß sich die Nachricht bestätigt, die das Neue Wiener Journal zwar verfrüht, aber doch nicht ohne Intuition vor den andern zu bringen in der Lage war. Schober hat aufgehört, Gegenstand der Satire zu sein. Nicht so sehr wegen des Preßgesetzes, das mehr den Masseuseninseraten gefährlich ist — auch den kostenlosen, die ich sonst gern eingeführt hätte, denn wie kommen die armen Geschöpfe dazu, erst aus der Schönlaterngasse dem Lippowitz zugetrieben und dann noch von ihm preisgegeben zu werden. (Zur Not sind sie jetzt bei Renner im 6—Uhr—Blatt untergebracht, und ich hoffe, ohne diese Entwicklung der Dinge zu stören und die letzte saubere Zeitungsrubrik zu entvölkern, bald einmal die grausige Satire heimischer Wirklichkeit abbilden zu können, wie die verachtetste und anständigste Profession dieser Bürgerwelt mit deren schandbarsten Partien, Politik und öffentlicher Meinung, verquickt war und aus welchen Subsidien die Erneuerung Österreichs bewerkstelligt wurde, bis das sieghafte Knotentum über die Helferrinnen pharisäisch triumphieren konnte.) Was meiner satirischen Lust — soweit sie sich an Quellen nährte, die unerschöpflich schienen — Einhalt gebietet, ist nicht das Preßgesetz, welches mit der Beseitigung der Geschworenenjustiz meiner Neigung, die Wahrheit zu bekunden, nicht im Wege steht: in jenem Wege zum Bezirksgericht, der doch stets offen war zur Klage wegen

meines gesprochenen Worts. Nein, keine gesetzliche Hemmung ist es, sondern der organische Zwang einer weltgeschichtlichen Gegebenheit, die man spüren, erkennen und anerkennen muß. Denn wenn man schon nicht hinnehmen möchte, daß Cäsar supra grammaticam, so muß man doch hinnehmen, daß er supra satiram est und daß es wieder difficile geworden ist, sie zu schreiben, wenn die Menschheit wieder Ehrfurcht braucht, um leben zu können. Leicht gesagt: die Erzielung des Erfolges, daß ein Staat, der nicht zahlen kann, nicht zahlen muß (und nach neuer Version auch nicht darf) — die Zulassung zum Offenbarungseid, um Schulden machen zu können —; leicht gesagt, solches Resultat wäre dem Sektionschef, dem Gott will rechte Gunst erweisen, auch ohne den mitreisenden Bundeskanzler gelungen. Bei der Befreiung von Pflichten kommt es ebenso wie bei deren Erfüllung auf das gewisse Etwas an, auf das Je ne sais quoi (beliebig auszusprechen), auf die sogenannten Imponderabilien, die immer ins Gewicht fallen. Kritik verstummt vor den geheimnisvollen Kräften, die die Persönlichkeit ausmachen, welche bekanntlich das höchste Glück der Erdenkinder ist, die auf einem Bahnhof Spalier bilden oder emporgehoben werden, um die Persönlichkeit besser zu sehen. Man kann auch nicht untersuchen und darüber rechten, ob es nicht der pure Zufall ist, der diesen oder jenen aus dem Spalier emporhebt und zum österreichischen Staatsmann macht, genau so wie man sich in einem Wiener Restaurant vergebens fragt, ob gerade diesem Grüßer es gegeben sei, die Speisen in solcher Qualität zu bieten, oder ob es ein anderer auch vermocht hätte. Es kommt auf den Glauben an, und wenn der in Ordnung ist, dann gibts keinen Zweifel. Nichts bleibt übrig, als Sonne im Herzen zu haben und sich dem Glauben anzuschließen, der das Symbol formt, dessen Dasein unter den landesmäßigen Bedingungen niemals unverdient ist und dem sicherlich das in Republiken vorhandene Kaiserbedürfnis in hohem Maße entgegenkommt. Gelingt es der so entstandenen Persönlichkeit zum Glauben des Inlands auch noch den Kredit des Auslands zu erlangen, so soll kein Nachtrag aus der Vergangenheit, kein Punkt einer polizeilichen Leumundsnote ihren Nimbus berühren. Gewiß dann nicht, wenn sie den landesväterlichen Drang im eigentsten Wirkungskreise befriedigt und, die Not der ihr anvertrauten Menschheit bedenkend, deren erlangtes Gut nicht an die dahingibt, die schon ihr Blut verbraucht haben, an die arbeitslosen Habsburger. Ob Österreich durch den Pakt vom Haag wirklich so frei geworden ist wie die Lettern behaupten, die öfter schon gelogen haben, wird die Zukunft lehren, an die es von den Parasiten der Gegenwart gewiesen wird. Des Befreiers Figur, von mir geformt, gehört der Literaturgeschichte an; sein Symbol, von Zeit und Land geschaffen, unüberwindlicher, der Weltgeschichte. Ein Mißton trübt die Feier: Bekessy kehrt nicht zurück.

---

# Vorlesungen

## BERLIN

Bechstein—Saal

16. Oktober, 8 Uhr: ,  
*Die Prinzessin von Trapezunt.*  
Notiz des ersten Wiener Programms

18. Oktober, ½ 8 Uhr  
*Blaubart* (»Zu Ehren Offenbachs«).  
Notiz des letzten Wiener Programms und:

Berlin, 17. Juli 1929

Noch unter dem bitteren Eindruck der Rotter'schen *Blaubart*—Aufführung, bei der die »Zaubergerige«, die in ihren Versen an Offenbach vorkommt, als rohe Pauke zu hören und neben anderen Schauderhaftigkeiten die »gruftbefreiten Frauen« als angetrunkene Barmädchen zu sehen waren, schreibe ich diese Zeilen.

Zwar hätte ich durch die »Fackel« genugsam davor gewarnt sein müssen, einer solchen Aufführung beizuwohnen, doch trieb mich nach langen, meist außerhalb Europas verbrachten Jahren die Sehnsucht, Offenbachmusik von einem Orchester zu hören. Es war schmerzlich, auch dabei so viel Vergewaltigung und Gefühllosigkeit zu erleben.

21. Oktober, ½ 8 Uhr:  
Erklärung  
*Die Briganten*  
Notiz des ersten Wiener Programms  
Begleitungen: Georg Knepler

28. Oktober, 8 Uhr:  
Ansage. — Offenbach—Renaissance  
*Fortunios Lied*  
*Die Insel Tulipatan*  
Begleitung: Eugen Auerbach

Schwechten—Saal, 30. Oktober, 8 Uhr:  
I. Ankündigung. — Die Dummheitskonkurrenz  
II. Vorbemerkung. Vom Zörgiebel (Nr. 811 — 819, S. 1— 9). — Wenn man Geist besitzt / Großmann / Jodelnde Hasen. — Erklärung. Aus »Der größte Feigling im ganzen Land«  
III. Nach dreißig Jahren

---

## WIEN

Architektenvereinsaal, 12. November, ½ 8 Uhr:  
An der Spitze des Programms:  
Der durchgreifenden Kretinisierung des Landes, dem großen Druck dieser Tage begegnet der Autor der *Fackel* mit dem kleinen Druck, in dem das

letzte Heft gehalten ist. Der Vortragende kapituliert vor der österreichischen Wirklichkeit, indem er noch auf jene eigenste aller Schriften verzichtet und selbst am Republiktag sich in den Hohn einer Offenbach'schen Musik zurückzieht, die der rarsten aller Republiken ein Wachsfigurenkabinett eröffnet.

*Offenbach: Die Prinzessin von Trapezunt*

Begleitung: Georg Knepler

Notiz auf dem Programm:

Wien, vom 7. November

*Studentinnen werden mißhandelt und beraubt*

Die Hörer, unter denen sich Engländer, Amerikaner, ja sogar Chinesen und Japaner befanden, versuchten, die Hörerinnen gegen die einbrechenden Rowdys zu schützen, doch es gelang ihnen nicht in allen Fällen. Die Hahnenschwänzler erprobten ihre Tapferkeit zuerst an den Frauen, die verprügelt und die Treppe hintergestoßen wurden. Hierauf versuchten sie, mit Trümmern des Stiegengeländers, mit Knüppeln und Messern bewaffnet, den Hörsaal zu stürmen; sie wurden aber von den freiheitlichen Studenten zurückgeworfen. Da dieser Angriff mißlungen war, brachen die Heimwehrehorden in das Laboratorium und in die Seziersäle ein. Sie zerschlugen die Glastüren, zerstörten, was ihnen in die Hände fiel, und verletzten viele Studenten, die sich ihnen entgegenstellten; schließlich gelang es, wenigstens den Studentinnen freien Durchgang zu sichern. Sie mußten allerdings förmlich Spießruten laufen; wurden mit Stockhieben traktiert und zum Teil ihrer Mäntel und Handtaschen beraubt; ein Frauenhut und ein Pelzkragen wurden von den Rowdys als Siegestrophäen geschwungen. Einige der verschüchterten und verprügelten Mädchen flohen in die Leichenkammer und gelangten von hier aus durch Hintertüren ins Freie.

*Huldigung der America—Austria Society für Bundeskanzler Schober.*

Die »America—Austria Society« veranstaltete Mittwoch ihren ersten diesjährigen Gesellschaftsabend im Festsale des Hotel Bristol zu Ehren ihres Präsidenten Bundeskanzlers Johann Schober. Der Bundeskanzler war während des Abends Gegenstand herzlichster Ovationen. — — »Er hat sich schon in der Zeit seiner früheren Bundeskanzlerschaft unvergängliche Verdienste erworben, und wir alle, die Zeitgenossen sind, erinnern uns dankbar, was Bundeskanzler Schober als Polizeipräsident geleistet hat (lebhaftes Zustimmung), indem er die Sicherheit in unserem Vaterlande aufrechterhalten und sich in dieser Tätigkeit einen Namen erworben hat, der weit über die Grenzen des Vaterlandes reicht und auch in Amerika anerkannt ist. Meiner Meinung nach haben große Teile des österreichischen Volkes, ja der größte Teil desselben, mit höchster Sympathie die Wiederwahl Schobers zum Bundeskanzler begrüßt und ihm die besten Wünsche entgegengebracht. Das Volk hat stumm mit gewählt. (Lebhafter Beifall.) Schober ist von der Natur bestimmt, Bleibendes zu leisten. (Zustimmung.) Er hat den Beweis erbracht, daß er es kann.« — —

Als sich der stets erneute Beifallssturm gelegt, ergriff der amerikanische Gesandte Washburn in englischer Sprache das Wort: Die America—Austria Society hat die erste Gelegenheit ergriffen, die-

ses Dinner zu Ehren des Bundeskanzlers Schober zu veranstalten, um sich damit selbst zu ehren. Es ist schön von dem vielgeplagten Bundeskanzler, daß er uns einen Teil des Abends gewidmet hat. Der Gesandte erinnert an ein Staatsbankett, das man zu Ehren des Präsidenten Mac Kinley gab, und wobei dieser sagte — — . Ähnlich ist es mit Bundeskanzler Schober: Er möchte lieber Bürgermeister von Perg sein, als wieder Bundeskanzler von Österreich! (Lebhafte Heiterkeit.) Ich muß aber vorsichtig sein, sonst verständigt er noch meine Regierung, daß ich nicht mehr persona grata bin. (Erneute Heiterkeit.) — —

Nun ergriff Bundeskanzler Schober das Wort — — Ich bin wirklich wie Mr. Washburn meint, ein ehrgeiziger Mann. Ich wäre gern Bürgermeister von Perg geworden, aber das Schicksal hat es anders gewollt und — — . »Da kannst nix machen ... !« (Heiterkeit.) In der Zwischenzeit und solange die Majorität meiner Mitbürger es will, werde ich auf meinem Posten bleiben und meine Pflicht tun. (Stürmischer Beifall.)

Der erste amerikanische Austauschstudent Mr. Scott dankte dafür, daß ihm Gelegenheit geboten sei, die lebenswürdige Gastfreundschaft der Wiener zu genießen. Dann stellte der Direktor des Austro—American Institute of Education Dr. Paul Dengler dem Bundeskanzler Schober die sieben amerikanischen Austauschstudenten vor, die kürzlich nach Wien gekommen sind. — —

Vermutlich hatten sie sich unter den Universitätshörern befunden, denen es nicht in allen Fällen gelang, die Hörerinnen zu schützen. Der 'Tag' bringt die Huldigung Amerikas folgendermaßen:

Sichtlich ergriffen dankte Bundeskanzler Schober für die Ehrungen und sagte:

»Solange es die Majorität meiner Mitbürger es so will, werde ich auf meinem Posten bleiben und meine Pflicht tun.«

Langanhaltender Beifall erscholl nach dieser Rede des Bundeskanzlers, dann begrüßte einer der amerikanischen Austauschstudenten in tadellosem Deutsch die Gesellschaft.

Ebenda, 14. November, ½ 8 Uhr:

Die Schändung von »Pariser Leben« (S. 53 bis 60 {# 04})

*Fortunios Lied*

*Die Insel Tulipatean*

Begleitung: Georg Knepler

Auf dem Programm aus »Die Schändung von Pariser Leben« die Worte:

» — — Zuerst lese Metella ihren Brief, und dann lese sie ihn noch einmal, aber da schweige die Musik zu dem eingemischten Greuel«

und die Gegenüberstellung.



## BERLIN

Theater der Dichtung

Grotrian—Steinweg—Saal, 8 Uhr

17. November:

Vorwort. *König Lear*

Auf dem Programm:

Zu der vorläufigen Entscheidung, die in Problemen der Wahrhaftigkeit und der Reklame zuungunsten der Fackel und zugunsten des Berliner Tageblatts erfolgt ist, sei eine Zuschrift aus Berlin, 4. November, hierher gesetzt:

»Gewiß, die *Kerrle* waren ihnen ekelhaft. Aber *sie hatten nicht den Mut, von ihnen abzurücken*«, setzt mit Recht die Druckerei des Berliner Tageblatts. Es steht in einem Aufsatz über das »Volksbegehren und die Folgen« in Nr. 516 (1. November). Die Setzer sind eben doch ehrlicher und der Sprache näher als die Schreiber. Welche Entdeckung ist dieses »Kerrl« — eine Analogiebildung zu Schufterle!

18. November:

Vorbemerkung. *Die Weber*

Auf dem Programm:

Der Vortrag, der der Gestalt der Berliner Uraufführung am 26. Februar 1893 nahekommt, bezweckt die Rehabilitierung des Werkes nach all dem, was die Berliner Bühnen in den letzten Jahrzehnten mit ihm aufgeführt haben. Er soll bloß die Beziehung des Vortragenden zum Werk bekunden, nicht die zu einem Autor, dessen längst beeinträchtigtstes Wesensbild, durch Krieg und Zeit verwirrt, heute bis zu der Möglichkeit entwickelt ist, daß der Dichter der »Weber« und des »Hannele« in Wien aus der Hand eines journalistischen Organizers des Arbeitermordes, aus der Hand eines gebrandmarkten Erpressers, Diebs und Kupplers, den Ehrenpreis des »Lippowitzrings« in Empfang nimmt. Umso gebieterischer die Pflicht, die reinen und großen Gaben seiner dichterischen Jugend als unverlierbaren Wert zu bekennen.

21. November:

Vorwort. *Der Revisor*

22. November:

Aufruf

I. *Totentanz*. Auf dem Programm die Notiz des ersten Wiener Vortrags

II. *Das Notwendige und das Überflüssige*

Begleitung: Karol Rathaus.

24. November:

I. *Der Alpenkönig und der Menschenfeind* (I 7, 11 bis 21).

II. *Hannele Matterns Himmelfahrt*

Begleitung: Karol Rathaus

Programmnotiz ähnlich wie am 18. November

25. November:

I. Vorwort. *Die Schändung von »Pariser Leben«* (S. 53 bis 60 {# 04}), Begleitung: Friedrich Hollaender

II. *Literatur*

Begleitung: Karol Rathaus.

Auf dem Programm: wie in Wien, 14. November

27. November:

Vorwort. *Wolkenkuckucksheim*

Musik und Begleitung: Eugen Auerbach

29. November:

Aufklärung und Vorwort. *Pariser Leben*

Begleitung: Friedrich Hollaender

Auf dem Programm:

Die Schändung von »Pariser Leben«

(Nach dem aus Nr. 811— 819 abgedruckten Brief an Th.Th. Heine der auf Seite 53 bis 60 {S. 56} enthaltene Text.)

\*

Kabarett der Komiker, 1. Dezember, 12 Uhr:

(Für einen wohltätigen Zweck)

I. Vorbemerkung. Aus der Rede Lassalles gegen die Presse. Vorbemerkung aus dem Programm vom 18. November. Gerhart Hauptmann »Die Weber« II. Akt.

II. Vorbemerkung (wie am 30. Oktober). Vom Zörgiebel. Vorbemerkung. Das Schober—Lied (wiederholt).

III. Wenn man Geist besitzt / Großmann / Jodelnde Hasen. — Lied des Schwarz—Drucker. — Vorbemerkung. Die Trommlerin, Text und Musik von Friedrich Hollaender (wiederholt). — Aus »Der größte Feigling im ganzen Land«. — Die Raben. — Reklamefahrten zur Hölle.

Begleitung: Friedrich Hollaender

Ebenda, 4. Dezember, 4 Uhr:

Vor Schauspielern (für die Wohlfahrtskassen der Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger)

Vorwort

*Der Revisor*

---

## Von der Polemik

Berlin, den 4, November 1929

Sehr geehrter Verlag,

anbei senden wir Ihnen eine uns von Ihnen gesandte Vollmacht, Einziehung von Sendehonorar betreffend, zurück und stellen Ihnen, bzw. Herrn Kraus höfl. anheim, Sendehonorare und evtl. Rechnungslegung über Sendungen seiner Arbeiten, die unhonoriert vorgenommen sein sollten, direkt von der Reichsrundfunkgesellschaft, Berlin W 9, einzufordern.

Durch ein Ausschnittbüro erhielten wir jenen Artikel von Herrn Kraus, der sich mit einer Freiexemplar—Bestellung seitens unserer Feder—Schriftleitung befaßt und dann auf Zuschriften eines Herrn Bezug nimmt, der — als Sohn des Redakteurs Dr. Max Hirschfeld — nur aushilfsweise bei uns mitarbeitet, ohne Redakteur zu sein, wie Herr Kraus vermutet. Daß die betreffenden Fackel—Hefte zur Besprechung erbeten worden waren, wußte niemand, als sie anlangten, dagegen hatte Herr Hirschfeld jun. Feder—Nummern an Sie geschickt, die die Sendeangelegenheiten betrafen, er vermutete also fälschlich einen anderen Zusammenhang und kam gar nicht auf den Gedanken noch nachzuforschen, ob die Hefte eigens zur Besprechung bestellt wären. Dem Artikel von Herrn Kraus entnimmt unser Redakteur Dr. Max Hirschfeld erst die näheren Umstände und bekommt die dunkle Vermutung, daß er wohl s. Z. das betr. Fackel—Heft zur Bestellung angekreuzt haben könnte. Da Herr Dr. Hirschfeld als Siebzigjähriger kein gutes Gedächtnis besitzt und Neuerscheinungen, die zur Besprechung bestellt werden sollen, im Hinrichs (Wöchentliches Verzeichnis) u. a. Listen nur entsprechend ankreuzt — die Bestellkarten werden dann von einem Bürofräulein ausgefüllt — wird Herr Kraus den geschilderten Verlauf wohl für glaubhaft halten und wir können es nur bedauern, daß er diese ganze Vergeßlichkeits— und Versehenaffäre in einem Artikel behandelt, der die Vermutung nahelegt, wir hätten uns, trotz erfolgter Rezensionsexemplar—Bestellung, um die Besprechung drücken wollen, da uns das Thema bei näherem Zusehen unbehaglich war. Richtiger wäre es wohl gewesen, wenn Herr Kraus uns damals geschrieben hätte, daß die Fackel—Zusendung auf einer Bestellkarte von uns beruhe; eine Besprechung wäre dann erfolgt, d. h. wir hätten selbstverständlich das Heft und seinen Inhalt registriert, wenn wir uns schon einer Stellungnahme dazu hätten enthalten wollen. — Daß das Sende-recht als »Recht, den Äther mit Dilettantismus zu verpesten«, Herrn Kraus fernliegt, verstehen wir, aber das Recht auf angemessenes und unverkürztes Sendehonorar, um das es sich handelte, scheint doch auch Herr Kraus nicht missen zu wollen, sonst hätte er uns nicht die hier retournierte Vollmacht gesandt. Mit welchem Rechte macht aber Herr Kraus von privaten Mitteilungen Gebrauch und verquickt unser Blatt damit? Herr Hirschfeld jun. erklärte uns, er habe Herrn Kraus nicht auf Geschäftsbogen, sondern deutlich privat geschrieben und außerdem noch gebeten, seine Mitteilungen nicht publizistisch zu benutzen; Herr Kraus tut gerade das Gegenteil davon und auch dies würde unsere Redaktion nicht tangieren, wenn nicht auf sie dabei infolge der Freiexemplar—Bestellkarte usw. ein falsches Licht fiel. Daß die Veröffentlichung privater Schreiben ohne Zustimmung des Absenders rechtlich nicht einwandfrei ist, weiß Herr Kraus sicher; daß er solche Zuschriften aber sogar gegen den ausdrücklichen Willen des Schreibers veröffentlicht und dadurch noch Dritten Unannehmlichkeiten bereitet, befremdet uns aufs Stärkste.

Hochachtungsvoll

i. A. — —

Mit Ihrem Schreiben vom 4. November senden Sie uns als Redaktion der »Feder« die Vollmacht zurück, die wir — freilich ohne Bewußtsein des Zusammenhangs — dem »Allgemeinen Schriftstellerverein« erteilt haben, nachdem sich dieser erbötig gemacht hatte, ein Honorar für die unbefugte »Sendung« einer Arbeit von Karl Kraus beim Kölner Rundfunk einzufordern. Wie immer es der Allgemeine Schriftstellerverein mit der Erfüllung seiner Aufgabe, Autorinteressen wahrzunehmen, nun halten und wie es auch zu beurteilen sein mag, daß er sie von dem Betragen des Autors gegenüber der Redaktion der »Feder« abhängig macht, so müssen wir doch zugeben, daß Sie nicht sich, sondern ihn bei einer Inkompatibilität ertappt haben. Es ist Ihnen nämlich gelungen, den offenbaren Widerspruch zu entdecken, der darin besteht, daß er einerseits das Senderecht als das Recht definiert, den Äther mit Dilettantismus zu verpesten, andererseits aber »das Recht auf angemessenes und unverkürztes Sendehonorar nicht missen zu wollen scheint«. Sie bringen diesen Widerspruch etwa so aufs Tapet, als ob Sie einen echten deutschen Mann, der keinen Franzen leiden mag, einmal dabei betreten hätten, wie er dessen Wein gern trinkt (Das möchte' ihm so schmecken!). Wir beugen uns selbstverständlich vor der zwingenden Logik, die in Ihrem Vorhalt gelegen ist, wiewohl wir Ihnen verraten möchten, daß wir unsererseits einen Widerspruch nur dann wahrnehmen könnten, wenn Herr Karl Kraus nicht nur das Senderecht, sondern auch die Eintreibung von Honorar für unberechtigte Sendungen als eine Übung bezeichnet hätte, durch die der Äther verpestet wird. Oder, wenn er unter dem Dilettantismus, der solchen Unfug treibt, vornehmlich seine eigene Tätigkeit verstanden hätte, für die er jetzt noch Honorar verlangt. Was aber den Franzen betrifft, so verhält es sich doch wohl so, daß hier einer weder dessen Weine gern hat noch wünscht, daß jener die seinen austrinke. Wenn Herr K. den Mißbrauch des Äthers durch Dilettantismus beklagt, so scheint er sich damit noch nicht des Rechtes begeben zu haben, auch den Mißbrauch des Senderechts durch unbefugte Verbreitung von besseren Werken zu beklagen und sich gegen ein Sende—Unrecht zu wehren, das ihm selbst zugefügt wurde. Ja, im Gegenteil liegt doch eher eine gewisse Konsequenz in dem Widerstreben gegen die Mitsendung mit Dilettanten und in dem Wunsch, für solche Unbill schadlos gehalten zu werden. Wie dem aber immer sein mag, müssen wir Ihnen doch sagen, daß wir den Schmerz, der Sie zu einem Verzicht auf die Vertretung so berechtigter Interessen bewogen hat, zwar nachfühlen können, daß Sie uns jedoch bitteres Unrecht tun, wenn Sie uns nicht nur schutzlos dastehen lassen, sondern uns auch die Verantwortung dafür aufbürden, daß in Ihrer Redaktion etwas ungeklärte Verhältnisse herrschen. In welcher Stellung sich nämlich der Sohn des Herrn Dr. Hirschfeld bei Ihnen befindet, hat sich bis zu Ihrer freundlichen Aufklärung, die wir dankbar zur Kenntnis nehmen, ganz und gar eben dieser entzogen, und es ist uns — mögen Sie es Fahrlässigkeit nennen — nicht einmal die Idee gekommen, wir hätten uns eigentlich danach zu erkundigen. Sie haben allerdings völlig recht mit dem Hinweis darauf, daß Hirschfeld junior nicht auf Geschäftsbogen geschrieben hatte, aber wir haben darin nichts Verdächtigtes erblickt und

glauben auch heute noch, daß nur der pure Zufall diesen Verzicht herbeigeführt hat. Wie konnten wir denn auf die Vermutung kommen, daß der Herr, der für die »Feder« das Wort nimmt, dazu nicht berechtigt sei, und warum hätte uns die einfache Karte stutzig machen sollen, da doch die Bestellung des Rezensionsexemplares der Fackel durch die Redaktion der »Feder« gleichfalls nicht auf Geschäftsbogen geschrieben war, sondern ganz so auf einer Karte ohne jeden Aufdruck wie die privaten Mitteilungen des Sohnes der Firma? Überdies hatte dieser zum Namen des Absenders den Vermerk gesetzt: in Firma Federverlag, was doch immerhin den Anspruch beglaubigen konnte, für die »Feder« eben diese zu führen. Es ist gewiß bedauerlich, daß der Vater des Herrn, den wir uns, selbst wenn ihn der Familienname nicht legitimierte, doch in einer gewissen Verbindung mit der »Firma Federverlag« vorstellen durften — daß also der Vater erst aus der Publikation der Fackel »die dunkle Vermutung bekommt«, daß er selbst das Fackelheft zur Bestellung »angekreuzt haben könnte«. Da wir aber nicht so viel Vorstellungskraft besitzen, die Familienverhältnisse innerhalb einer Redaktion und alle privaten Umstände von Vergeßlichkeit und Versehen, die aus Ihrem Schreiben ganz glaubhaft hervortreten, uns gegenwärtig zu halten (was sicherlich wieder unser redaktioneller Übelstand ist), so durften wir ohne das Odium besonderer Leichtfertigkeit schon annehmen, daß die Schriftleitung der Feder, die das Heft zur Besprechung bestellt hatte, und der Federverlag, dem es zu polemisch war, um besprochen zu werden, eine und dieselbe Firma seien. Daß Herr Kraus Ihnen da, bevor er solche Schlüsse zieht, irgendetwas »schreiben« soll — rechtzeitig, bevor ihm dazu satirische Gedanken kommen — ist bei weitem zu viel verlangt, umso mehr als er sich damit dem Verdacht ausgesetzt hätte, als begehrte er eine »Registrierung«, dieweil es Ihnen doch bekannt sein dürfte, daß er weder auf eine solche noch auf eine »Stellungnahme« (deren Vermeidung Sie immerhin selbst in den Bereich der Möglichkeit rücken) den geringsten Wert legt. Wie und durch welche Anlässe Glossen der Fackel — die eben auch die Briefform annehmen können — zustandekommen, müssen Sie schon ihm überlassen, und zu den Autorrechten, die Sie vor allem zu schützen hätten, gehört das Recht, Eindrücke zu empfangen und einen komischen Eindruck von dem Kontrast, daß eine Zeitschrift den »größten Feigling im ganzen Land« bestellt und »in der nächsten Nummer besprechen« will, ihn jedoch nach Empfang zu polemisch findet, um ihn zu besprechen. Ohne daß geradezu der Titel der Schrift auf das Verhalten des Bestellers abfärben sollte, schien der kleine Fall doch zu dem größeren zu gehören, der in der Schrift behandelt ist, indem ja der Titelheld selbst etwas Polemisches für die nächste Zeit verheißen hat, das dann nicht erschien, weil ihm die Geschichte eben zu polemisch war. Wenn wir Ihnen mit dieser leichten Gedankenverbindung Unrecht getan haben, so bedauern wir es außerordentlich, aber wir sind der Meinung, daß der strikte Beweis des Gegenteils auch nach erfolgter Kränkung von Ihnen zu erbringen und der Herr, der für die Firma schrieb, zu desavouieren war. Sie haben ja durch die Zusage einer Besprechung »in der nächsten Nummer« geradezu einen Vertrag geschlossen und ihn nicht nur unerfüllt gelassen,

sondern auch die Ihnen zugesandte Schrift zurückbehalten, was uns vielleicht noch stärker befremden darf, als Sie unsere publizistische Darstellung des Falles. Wir legen aber auf Besprechungen so wenig Wert, daß wir weder die in Form Rechts zugesagten reklamieren noch auch nur das Exemplar. Daß eine deutsche Redaktion Verlangen trug, den größten Feigling im ganzen Land kennenzulernen, berührte uns ja sympathisch, und daß sie nach gemachter Bekanntschaft kein weiteres Aufheben von dieser machen wollte, stieß uns nicht ab. Allein gar so absonderlich dürfte die Vermutung denn doch nicht sein, sie habe sich um die Besprechung drücken wollen (»da ihr das Thema bei näherem Zusehen unbehaglich war«), wenn ihr Wortführer so aufrichtig schreibt: »Da unser Fachblatt nur dem Erwerb der Schriftsteller dienen will ..., *umgeht* es alle polemischen und politischen Fragen *in weitem Bogen*«. Erstaunlich und komisch blieb da nur das Verlangen. Daß aber der Herr, der so schreibt, »ein Herr« ist, der »nur aushilfsweise bei uns mitarbeitet, ohne Redakteur zu sein«, konnten wir bei so entschiedenem Ausdruck der Zaghaftigkeit »unseres Fachblattes« wirklich nicht ahnen. Die falsche Vermutung des Herrn Kraus, daß er namens der Redaktion spreche, wäre besser ad absurdum geführt worden durch die Feststellung, daß jener auch nicht berechtigt war, eine Scheu der »Feder« vor dem Polemischen zu behaupten, und durch die Betätigung des Gegenteils. Was nunmehr vorliegt, ist zwar die Bestreitung, daß er identisch mit der Redaktion, aber das Zugeständnis, daß seine Meinung die der Redaktion sei, und durch dieses Zugeständnis wird wohl die Berechtigung erwiesen, den Widerspruch zwischen dem Verlangen nach einer offenbar polemischen Schrift und der Scheu vor allem Polemischen grotesk zu finden. Bleibt nur die Erklärung für das erstere, und da können wir Ihnen ohneweiters versichern, daß Herr Kraus »den geschilderten Verlauf« so glaubhaft findet wie für ihn unerheblich. Darüber mögen Sie ganz unbesorgt sein. Die Erfahrung freilich, die Sie da gemacht haben, sollte Sie nicht so sehr ermuntern, ihm Reformen vorzuschlagen, als sich selbst. Ihre Frage: »Mit welchem Rechte macht Herr Kraus von privaten Mitteilungen Gebrauch und verquickt unser Blatt damit?« beantworten wir, indem wir nach wiederholter Versicherung, daß Ihr Blatt in bestem und zulässigstem Glauben damit verquickt wurde, Ihnen sagen, daß Herr Kraus keine privaten Mitteilungen empfangen hat, keine empfängt und gewiß nicht darauf gefaßt war, solche von Herrn Hirschfeld jun. zu empfangen. Die wiederholten Mitteilungen, die ihm dieser wegen des »Senderechts« zukommen ließ, waren ihm zwar nicht erwünscht, aber privat waren sie keineswegs, da sie ja doch im Gegenteil eine publizistische Anregung bezweckten. Die Mitteilung eines Herrn von der Firma Federverlag, daß dieser polemischen Fragen in weitem Bogen ausweiche, konnte er gleichfalls nicht als privat ansehen. Auch redaktionelle Mitteilungen — zu welcher Kategorie diese beiderseitig gehört hat — sind ihm, im Sinne der ständig erscheinenden Umschlagnotiz, durchaus unwillkommen; aber was ihm Herr Hirschfeld jun. geschrieben hat, betraf eine Angelegenheit, die nicht das geringste von ihrem öffentlichen Charakter dadurch verliert, daß ihre Besprechung ein privates Mißbehagen bewirkt hat. Das fehlte noch,

daß man von der Erklärung einer Zeitschrift, sie weiche polemischen Fragen in weitem Bogen aus, nicht Gebrauch machen dürfte, ohne der Indiskretion geziehen zu werden! Nicht annehmbarer wird diese Vorstellung durch den Hinweis darauf, daß der »ausdrückliche Wille des Schreibers« umgangen worden sei. Abgesehen davon, daß ein solcher Wille und in der Scherzhaftigkeit, mit der er geäußert wurde eine öffentliche Angelegenheit noch nicht zur privaten macht, könnte höchstens dann an der Veröffentlichung Anstoß genommen werden, wenn in ihr der geäußerte Wille verschwiegen worden wäre. Das ist nicht geschehen, weil eben auch dieser Wille zu der betrachtenswerten Sache gehört hat, und ihn unerfüllt zu lassen, war das Recht dessen, der die Sache für betrachtenswert hielt. Wer die Fackel so wenig kennt, daß er hofft, mit »Privatbriefen«, in denen ihn eine literarische Gesinnung anspricht, dem Herausgeber eine Freude zu bereiten, soll sie eben durch Enttäuschung kennen lernen. Daß solche den Grad »stärksten Befremdens« annimmt, erweckt in uns keine analoge Empfindung. Eher schon die Kapazität eines Fachblattes in Autorfragen, das da glaubt, eine Redaktion, mit der eine andere über öffentliche Dinge korrespondiert, müsse erst um Erlaubnis anfragen, bevor sie eine Veröffentlichung vornimmt. Das einzige Private an der Sache: der Name des Herrn Hirschfeld, war selbstverständlich weggelassen worden; was er für »unser Fachblatt« und zu dessen Entschuldigung zu sagen hatte, konnte weder inhaltlich als Privatsache aufgefaßt werden noch als die unbefugte Äußerung eines Privatmannes, der sich die Vertretung einer Redaktion anmaßt. Eine Privatangelegenheit wäre es gewesen, wenn er dem Herausgeber der Fackel etwas aus seinem Privatleben anvertraut hätte. So störend dieser es empfindet, so wenig hätte er das Recht, sich solcher Mißempfindung durch eine Publikation zu entledigen. Sie scheinen sich über die Grenzen zwischen privater und öffentlicher Mitteilung nicht ganz im Klaren zu sein. Gewiß fließen die beiden Sphären manchmal in einander. Ihr letztes Schreiben, so voll von Privatempfindungen es auch sei, ist ohne Zweifel, und gerade aus diesem Grunde, öffentlicher Natur, und seine Veröffentlichung soll Sie darum nicht befremden. Ihre Weigerung zum Beispiel, den von Ihnen selbst eingeleiteten Schritt zur Wahrung eines Autorrechts zu tun, weil Sie gekränkt sind, ist sicherlich eine Handlung, die auf die privatesten Beweggründe zurückzuführen ist. Wer aber könnte leugnen, daß die Besprechung solchen Verhaltens erlaubt, ja geboten sei — auf die Gefahr hin, sich dem Vorwurf auszusetzen, daß man gegen Ihren ausdrücklichen Willen handle, indem man ein öffentliches Interesse dem privaten voranstellt. Sie sehen, daß wir, wenn wir schon in der Moral einer Nachhilfe bedürfen, dafür gern bereit sind, sie in der Logik jedermann zuteil werden zu lassen. Sie tun unrecht, an uns eine sittliche Forderung zu stellen, der wir nicht gewachsen sind, und von einem Autor Unterlassungen zu verlangen, die seiner geistigen Natur widerstreben, der es doch, wie Sie sehen, keineswegs gemäß ist, polemischen Fragen in weitem Bogen auszuweichen. Wir machen Sie aber für diese Anschauung durchaus nicht individuell verantwortlich. Sie hängt mit der tiefen Ahnungslosigkeit zusammen, mit der man im deutschen Geistesleben dem Wesen der Pole-

mik gegenübersteht. Man hält sie für eine außerdienstliche Streitigkeit, in die sonst seriöse Berufsträger aus privaten Gründen miteinander geraten sind, schaut belustigt zu, wie einer den andern »durch den Kakao zieht«, und bedauert nur, wenn er »zum Kadi geht«. Ganz auf dem Niveau dieser Betrachtung steht die Polemik selbst, die dort getrieben wird und deren unzulänglichster Vertreter sie dann nicht mit Unrecht »fade Fehden« nennt. Glauben Sie uns, es ist eine hoffnungslose Gegend, und Sie tun gut daran, dem Problem in weitem Bogen auszuweichen und bloß für die Erwerbsinteressen solcher Autorenschaft zu wirken.

---

## Die Schändung von »Pariser Leben«

### I

Gesprochen in Wien am 14. und in Berlin am 25. November <sup>1</sup>

Zuschrift an die Firma Bote & Bock:

Wien, am 18. April 1929

Sehr geehrte Herren!

Blättermeldungen, wonach Sie »eine Neubearbeitung von Offenbachs Operette 'Pariser Leben' von Peter Scher« in Ihren Bühnenvertrieb übernommen haben, veranlassen Herrn K. K., mich zu ersuchen, Ihnen die Abschrift eines Schreibens zukommen zu lassen, das ich auf seinen Wunsch an Herrn Direktor und Rechtsanwalt Dr. Kaufmann in München gerichtet habe. Er fühlt sich hierzu umsomehr bewogen, als Sie sich in der ihm bekannten Zuschrift an das Theater am Schiffbauerdamm gelegentlich der Erwägung, seine Bearbeitung der Offenbach'schen Operette »Die Briganten« aufzuführen, ausdrücklich zu den Prinzipien, von denen diese Bearbeitung geleitet ist und die jedem Versuch einer modischen Veranschaulichung widerstreben, bekannt haben. Herr K. K. hat in München durch den Vortrag des Originalwerkes (»Pariser Leben«) in der von ihm revidierten Treumann'schen Übersetzung protestiert und gegen die Verjazzung auf dem Plakat vermerken lassen, daß der Vortrag »zu Ehren Offenbachs« erfolge. Was mit dem Text unternommen wurde, davon können Sie sich als Verleger der Treumann'schen Übersetzung am besten durch Augenschein selbst überzeugen. Ich möchte Sie insbesondere auf den Tatbestand der Nichtnennung des Namens Treumann aufmerksam machen, die bei einem Versuche, diese angebliche Neubearbeitung an einer österreichischen Bühne zur Aufführung zu bringen, strafrechtlich verfolgbar wäre. Herr K. K. nimmt an, daß Ihnen der Sachverhalt nicht gegenwärtig war und daß Sie nicht nur als Wahrer der Rechte der Nachkommen Halévy's, sondern auch aus dem kulturellen Beweggrunde des Respektes vor Offenbach den Unfug, der jetzt an seinen Meisterwerken unternommen wird, nicht fördern, sondern im Gegenteil zu verhindern wissen werden. — —

---

<sup>1</sup> Voran das Schreiben an Th. Th. Heine (Nr. 811— 819, S. 59 f {S. 43}) und das an den Mitdirektor der Münchner Kammerspiele (Nr. 806 — 809, S.49 f {S. 37}). [KK]



Berlin, den 1. Mai 1929

Sehr geehrter Herr Rechtsanwalt!

Zu Ihrem werten Schreiben mit der Abschrift Ihres Briefes vom 7. März d. J. an Herrn Rechtsanwalt Kaufmann erlauben wir uns folgendes zu bemerken.

Es liegt unserer Ansicht nach seitens der Herren Scher und Salomon keinesfalls die Absicht einer Täuschung des Publikums vor. Daß die Herren den Namen Karl Treumann bei ihren Aufführungen nicht genannt haben, ist sicherlich *ein Versehen*, das bei späteren Aufführungen dieser Bearbeitung sich nicht wiederholen dürfte. Die Verfasser haben *niemals ein Hehl daraus gemacht*, daß sie die vorhandene und in unserem Verlage erschienene Übersetzung benutzt haben. Die Münchener Bühne hat auch das Aufführungsrecht dieser Originalbearbeitung ordnungsgemäß von uns erworben.

An sich teilen wir, wie Herr K. K. richtig bemerkt, den Standpunkt, daß man die Offenbach'schen Werke nur mit großer Vorsicht und Pietät bearbeiten sollte.

Wir befinden uns aber hierbei in einer *etwas schwierigen Lage*, da es uns nicht gerechtfertigt erscheint, unsererseits Bearbeitern, die sich von einer vollständigen Modernisierung *ein großes Geschäft versprechen*, die Benutzung des Originaltextes unmöglich zu machen. *Genau so*, wie wir es nicht für richtig halten würden, wenn wir Herrn K. K. an der Aufführung seiner sicher künstlerisch hochstehenden Bearbeitung nur aus dem Grunde verhindern wollten, daß wir juristisch hierzu in der Lage sind. Wenn die Bearbeitungen von Herrn K. von den Bühnen verlangt werden, so werden wir auch nur die Prozente beanspruchen, die uns für den Originaltext angemessen erscheinen, und es im übrigen Herrn K. K. überlassen, für seine Bearbeitung sich von den Theatern honorieren zu lassen.

Wir haben, da niemand anders Bearbeitungen der Offenbach'schen Operetten in Deutschland und Österreich (ausgenommen Wien) vergeben kann, auch die Bearbeitung von Scher und Salomon als solche genehmigt und vergeben die Aufführungsrechte dieser Bearbeitung.

*Letzten Endes* ist unserer Ansicht nach *das Publikum der oberste Richter* darüber, welche Bearbeitung eine Existenzberechtigung hat. Die Tatsache, daß die Münchener Aufführungen ein gutes finanzielles Ergebnis erzielt haben und daß eine große Bühne wie die Städtischen Theater in Frankfurt a/Main die Bearbeitung sofort erworben hat, läßt doch darauf schließen, daß die Ansicht des Herrn K. K., »es handle sich um eine grobe Verballhornung« nicht überall geteilt wird.

Mit vorzüglicher Hochachtung  
ergebenst  
Ed. Bote & G. Bock.

Aber doch zum Beispiel von einem der dem Vertreter der Ansicht feindlichsten Blätter, vom Neuen Wiener Tagblatt (16. Mai), dem aus München geschrieben wurde:

Daß dabei des öfteren die Technik das Kunstwerk umbringt, haben wir erst vor kurzem in den Münchner Kammerspielen erlebt, anlässlich der Aufführung von Offenbachs »Pariser Leben«, aus dem Peter Scher in *Simplicissimus*—Manier eine Posse »Pariser Luft« gemacht hatte. Falckenbergs überspitzte Regiekunststückchen hätten einem Filmregisseur zur Ehre gereichen können, und die Betonung des rein Technischen zeigte sich auch in der *Verballhornung* der Musik von Offenbach, die grausam verjazzt wurde. *Das war nicht mehr zu ertragen*, und der Abend verlief zwischen *Gähnen, Langweile und Ärger* — —

Die Beantwortung, durch den Verlag der Fackel, erfolgt öffentlich:

Wenn bei etwaigen späteren Aufführungen der sogenannten Bearbeitung von »Pariser Leben« durch die Herren Scher und Salomon der Name Carl Treumann genannt werden wird, so wird sicherlich das Delikt nach dem zitierten Strafparagrafen, der ja übrigens nur für Österreich Geltung hat, nicht vorliegen. Auf welche Art es ausgedrückt war, daß, wie Sie schreiben, »die Verfasser niemals ein Hehl daraus gemacht haben, daß sie die vorhandene Übersetzung benutzt haben«, entzieht sich unserer Kenntnis. Auf dem Theaterzettel der Münchner Aufführungen haben sie jedenfalls ein Hehl daraus gemacht, was freilich, da die Verhehlung in Deutschland begangen war, nicht belangt werden konnte. Es scheint da eine Verwechslung der Begriffe »kein Hehl machen« und »kein Hehl machen können« vorzuliegen. Wenn aber nunmehr die Angabe der Quelle nachgetragen werden soll, so wird auch für österreichische Bühnen kein gesetzliches Hindernis mehr bestehen und gegen das Unternehmen — das heißt mehr gegen die Nichtbenutzung und mißbräuchliche Verwendung Offenbachs und Treumanns als gegen die Benutzung — nichts weiter als der kulturelle Protest vorzukehren sein. Wenn Sie »den Standpunkt teilen, daß man die Offenbach'schen Werke nur mit großer Vorsicht und Pietät bearbeiten sollte«, so möchten wir Ihnen sagen, daß die Zulassung einer Verjazzung der Offenbach'schen Musik und der totalen Verschneidung des grandiosen Rauschaktes wohl einem Verzicht auf diesen Standpunkt näher kommt als seiner Behauptung. Was aber den Text von »Pariser Luft« anlangt, so müßte Ihnen schon ein Blick in die Vergleichsstücke, die von Ihnen ehemals verlegte Treumann'sche Übersetzung und die nunmehr verlegte Scher'sche »Bearbeitung«, dartun, daß überhaupt keine solche vorliegt, daß gerade die abgestorbenen Partien wortwörtlich beibehalten sind und die Änderung lediglich — nebst der Eliminierung oder Vergrößerung mißverständlicher situationskomischer Pointen — in einer Verkrüppelung der Gesangstexte für Zwecke der Jazzmusik besteht und bei wortwörtlicher Verwendung der meisten Dialogstellen in einer Verwüstung des Restes, dem die fragwürdigen Licher einer Münchner Lokalisierung durch Namen wie »Admiral Dimpfl« u. dgl. aufgesetzt sind. Die Fassung des Metella—Briefes zeigt am erschreckendsten, was da dem Herrn Scher gelungen ist, der keine Ahnung von der Grazie dieser Partie hat, allem Anschein nach das Original weder je gesehen noch gehört hat und vermutlich erst durch Herrn Salomon in Offenbach eingeführt wurde. Die Metella—Briefarie übertrifft in der Treumann'schen Fassung, die

über den bloßen Funktionswert des Gesangstextes hinaus dichterischen Wert hat, das französische Original. Alle Empfindung, die aus diesem Text einer unbeschreiblich süßen Musik zu der Gestalt des unsichtbaren Briefschreibers hinüberströmt, der in Wahrheit zum Träger der Szene wird, ist dank Herrn Scher dem Grauen vor einem Knotentum gewichen, vor dessen barbarischem Zugriff kein künstlerisches Gut geborgen scheint, und das, wo es nur eine lyrische Spur wittert, ihr todsicher den Garaus macht. Der Ausdruck »grobe Verballhornung« ist nicht gebraucht worden; er erschiene viel zu zart für das, was da gewagt wurde. Daß die Musikerverbände gegen derlei nicht protestieren und daß sich Theaterdirektoren finden, die gegenüber dem vorhandenen Geistesgut der Treumann'schen Übersetzung solchen Untext übernehmen und dem Mund von Schauspielern zumuten, ist einfach ein Kulturskandal, der sich all dem, was jetzt in Deutschland und Österreich mit Offenbach geschieht, würdig anreihet. Wenn Sie »Bearbeiten, die sich von einer vollständigen Modernisierung ein großes Geschäft versprechen«, die Benutzung des Originaltextes nicht unmöglich machen wollen, so ist dies eine rein merkantile Erwägung, die Herrn K. K. natürlich gar nichts angeht. Er möchte Sie nur darauf aufmerksam machen, daß hier von einer vollständigen Modernisierung nicht die Rede sein kann und daß der geschäftliche Erfolg, den gewisse Regiekünste leider heute erzielen, ganz genau so mit dem unangetasteten Treumann'schen Text zu erzielen wäre. Warum sollte denn gerade die Einfügung eines Kartoffelmotivs in die Metella—Arie das Geschäft sichern? Ihr analogisierender Hinweis auf die Bearbeitungen des Herrn K. ist nicht ganz zutreffend. Diese sind für seinen Vortrag bestimmt, und »wenn sie von den Bühnen verlangt werden«, so bleibt noch die Frage offen, ob und unter welchen Sicherungen er solches Verlangen befriedigen würde. Daß Sie es ihm »überlassen, für seine Bearbeitungen sich von den Theatern honorieren zu lassen«, ist wohl eine Selbstverständlichkeit, die bisher zwar praktisch noch nicht in Erscheinung getreten ist, die aber doch nicht das geringste mit seinem Protest gegen die Offenbach—Schändungen zu tun hat. Seine Bearbeitertätigkeit besteht in nichts als in der Restaurierung, also Erhaltung eines unvergleichlichen Originals, und sein Wirken für Offenbach hat gar keinen höheren Zweck, als die Schändung zu verhindern oder doch zu brandmarken. Er weiß sehr wohl, daß niemand außer Ihnen das Recht hat, Bearbeitungen der Offenbach'schen Werke, das heißt soweit sie den Anteil der Halévy'schen Erben berühren, an Bühnen zu vergeben. Eben aus diesem Grunde hat er sich bewogen gefühlt, Sie auch als Wahrer des geistigen Rechtes anzusprechen. Ihre Ansicht, daß »letzten Endes das Publikum oberster Richter« sei, welche Bearbeitung eine Existenzberechtigung habe, teilt er ganz und gar nicht, und daß die Städtischen Theater in Frankfurt a/M. die Bearbeitung des Herrn Scher »sofort erworben« haben, imponiert ihm wenig. Das gute finanzielle Ergebnis wäre noch besser, wenn in die Offenbach'sche Musik Einlagen der Herren Lehar und Walter Kollo aufgenommen würden und in die Handlung ein boxendes Känguruh. Daran, daß die Münchner Bühne »das Aufführungsrecht dieser Originalbearbeitung«, nämlich der Treumann'schen Übersetzung, »ordnungs-

gemäß von Ihnen erworben« hat, zweifeln wir keinen Augenblick. Sie meinen natürlich das Recht, sich des Halévy'schen Anteils, den Sie verwalten, zu bedienen, da ja Offenbach, Meilhac und Treumann zivilrechtlich frei und nur (in Österreich) gegen Beraubung strafrechtlich geschützt sind. Es wäre aber ohne Zweifel besser gewesen, wenn die Münchner Bühne eben die Originalbearbeitung, die sie ordnungsgemäß erworben hat, auch aufgeführt hätte. Herr K. wird nicht versäumen, bei seinem nächsten Pariser Aufenthalt die Erben Halévys zu befragen, ob der geschäftliche Erfolg, der in Deutschland mit der Besudelung der Werke erzielt wird, ihrem Geschmack und ihrem Gefühl entspricht. Sollte dies wider Erwarten der Fall sein, so würde es ihn noch immer nicht abhalten, für das Geistesrecht ihres Vorfahren und seiner ungeschützten Mitarbeiter mit Wort und Tat einzutreten.

\*

Herr Scher hat inzwischen an der Beschuldigung vorbeigeredet, indem er den Lesern eines Berliner Großmannblattes Dinge über mich erzählte, die von weit mehr Phantasie zeugen als seine Bearbeitung von »Pariser Leben«. Immerhin hat er aber in Frankfurt (wo der Dreck aufgeführt wurde und bei dieser entsetzlichen neudeutschen Kritik die Anerkennung des »Quirlenden« — bei »spritziger« Musik! — gefunden hat) auf dem Theaterzettel die Quelle Treumann angegeben, also ein Geständnis abgelegt. Das Journalgesindel von ganz Mitropa hat sich des »Falles Brecht« bemächtigt, weil der größte Schuft im ganzen Land der Denunziant der unter 600 Versen übernommenen 25 war. Kein Ton über den Totalraub an »Pariser Leben«, weil ich ihn zur Sprache brachte, und der Verüber bleibt Chefredakteur eines großen Witzblattes. Mehr als das: Herr Th. Th. Heine, dem der Sachverhalt vorgestellt wurde, erlaubt jenem, die Antwort selbst und mit folgendem Witz zu erteilen:

München, 10. Juni

Verehrter Fackel Verlag —

Ihr Brief vom 3. Juni hat Herrn Heine lebhaft interessiert und er bittet Sie, Ihrem Herrn Karl Kraus, den er besonders hochschätzt, seinen verbindlichsten Dank auszusprechen.

Hochachtungsvoll ergebenst  
i. A. Peter Scher

Doch wenn Plündern den Staatsanwalt angeht, wir wollen im Gebiet kunstkritischer Untersuchung bleiben, und wir meinen, daß an geistigen Tatsachen auch der 'Simplicissimus' nicht vorübergehen kann, mögen ihn gleich sein kriegsbeschädigtes Renommee und die Teilnahme an so vielen Wechselfällen des Geschicks nicht mehr gesinnungsmäßig verpflichten. Und zur augenfälligen Darstellung dessen, was in Deutschland möglich und was weit schlimmer ist als ein Plagiat diene der folgende Nachweis einer Originalleistung. Zuerst lese Metella ihren Brief, und dann lese sie ihn noch einmal, aber da schweige die Musik zu dem eingemischtem Greuel:

*Metella* (LIEST)

Sie denken, liebe Kleine,  
Noch manchmal, wie ich meine,  
An Stanislaus Baron von Frascata,  
Den man auf jedem Balle,  
Blind für die Andern alle,  
Wie Ihren Schatten Sie verfolgen sah.  
Ich liebte Sie — und was ward mir  
zum Lohne?  
Ward ich geliebt? Ich hab es nie  
geglaut!  
Sie sagten es — doch ach, mit einem  
Tone,  
Der mir den Glauben an Ihr Herz  
geraubt.  
Trotzdem ist's keine Frage,  
Es waren schöne Tage,  
Die wir in Lust und Scherzen  
zugebracht —  
Wo beim Gekrach der Pfropfen  
Sie die Champagnertropfen  
Durch Ihren Witz noch köstlicher  
gemacht.  
O schöne Zeit! Zwei Monde hoher  
Wonne —  
Den Himmel träumt' ich hier auf  
Erden schon.  
Anmutig strahlten Sie darin als  
Sonne —  
O Reizende — doch schweigen wir  
davon ...  
Jetzt sieht es anders aus,  
Ich leb' im Vaterhaus  
Wie der verlor'ne Sohn, man glaubt  
es kaum.  
Solid ist alles hier,  
im Geist nur zeigt sich mir  
Ihr reizendes Boudoir im  
Nebeltraum.  
O schöne Zeit, wo ich Sie täglich sah  
—  
Voll Anmut plauderte Ihr kleiner  
Mund.  
Dann trotzten Sie — doch ich vergaß  
beinah,  
Was dieses Briefes eigentlicher  
Grund:  
Ein reicher Herr von Stande,  
Mir wert durch Freundschafts—  
Bande,

*Metella* (LIEST)

*Ob ich auch, liebste Kleine,  
Schon längst entschwunden schei-  
ne,  
Ich bleibe nach wie vor Ihr  
Frasquata.*  
Den man auf jedem Balle  
Blind für die andern alle  
Wie Ihren Schatten Sie verfolgen  
sah.  
Ich liebte Sie, und was ward mir  
zum Lohne?  
*Waren Sie mir treu? ich hab es nie  
geglaut.*  
Sie sagten es — doch ach mit einem  
Tone,  
Der mir den Glauben an Ihr Herz  
geraubt.  
*Jedoch was soll die Klage!  
Es waren schöne Tage  
Und ich erinnere mich an manche  
Nacht*  
*Wo wir Champagner tranken  
Und Sie mit Ihrer blanken  
Mit Ihrer blanken Heiterkeit mich  
froh gemacht.*  
Oh schöne Zeit, oh Glück an Ihrer  
Seite!  
*Ich werd es nie vergessen liebes  
Kind,  
Oft sitz ich hier und seufze in die  
Weite  
Und fühl verzweiflungsvoll wie fern  
Sie sind.*  
*Jetzt, ach jetzt bin ich hier  
Und trink solid mein Bier  
Und bau Kartoffeln wie mein Herr  
Papa!*  
*Ach alles ist so dumpf  
Und riecht nach wollenem Strumpf  
Ach — Ihre seidenen Höschen,  
Metellá!*  
Oh schöne Zeit, wo ich Sie täglich  
sah,  
Voll Anmut plauderte Ihr hübscher  
Mund  
*Doch nun genug, mein Kind, Sie  
wissens ja —  
Jetzt kommt des Briefes eigentlicher  
Grund:*

Baron von Gondremark reist ab von  
 hier,  
 Um nach Paris zu gehen  
 Und sich dort umzusehen,  
 Sein einziger Reisezweck ist das  
 Plaisier.  
 Er bat mich, ihn ein wenig  
 einzuweißen,  
 Wo man sich dort am besten  
 amüsiert.  
 Ich lächelte — Sie werden schon  
 verzeihen —  
 Und hab' ihn an Metella adressiert.  
 Ich kenne Ihre Güte,  
 Ihr zärtliches Gemüte,  
 D'rum bitt ich, nehmen Sie sich  
 seiner an!  
 Wenn Sie die Zügel führen,  
 Wird er sich amüsieren —  
 Tun Sie für ihn, was Sie für mich  
 getan!  
 Ich schick Ihn hier — doch haben  
 Sie Erbarmen,  
 Und machen Sie den Mann nicht  
 ganz verrückt !  
 Ich hör Ihn schwärmen, seufzen  
 schon, den Armen,  
 In Ihren Rosenbanden ganz  
 verstrickt.  
 Wie ich auf jedem Balle,  
 Blind für die Andern alle,  
 An Ihre Reize mich gefesselt sah.  
 Zum Schlusse noch das Eine:  
 Gedenken, holde Kleine,  
 Sie manchmal Ihres Frascata.

Ein reicher Herr von Stande  
 Mir wert durch Freundschaftsbande  
 Baron von Gondremark reist ab von  
 hier  
 Um nach Paris zu gehen  
 Und sich dort umzusehen,  
 Sein einziges Reiseziel ist: *Faire*  
*Plaisier*  
 Er bat mich ihn ein wenig  
 einzuweißen,  
 Wo man sich dort am besten  
 amüsiert,  
 Ich lächelte, Sie werden schon  
 verzeihen! —  
 Und hab ihn an Metella adressiert.  
 Ich kenne Ihre Güte  
*Ich kenne Ihr Gemüte* —  
 Drum bitt ich: Nehmen Sie sich  
 seiner an  
 Wenn Sie die Zügel führen  
 Wird er sich amüsieren —  
 Tun Sie für ihn, was Sie für mich  
 getan!  
 Ich schick ihn *hin* — doch haben Sie  
 Erbarmen,  
 Und machen Sie den Mann nicht  
 ganz verrückt  
*Ich seh ihn schon, ich hör ihn schon*  
 den Armen,  
*Vom Eindruck Ihrer Schönheit ganz*  
*erdrückt.*  
 Wie ich auf jedem Balle  
 Blind für die andern alle  
*Nur Ihre Reize, liebste Freundin* sah  
 — — —  
 Ich schließe *fast mit Tränen*  
*Und knirsche mit den Zähnen*  
*Als Ihr getreuer Frascata.*

Die Einführung von Kartoffeln, Bier und Wollstrumpf — im Kontrast der Höschen —, der Herr Papa und die Metellá: das dürfte wohl für ein weiteres Säkulum den »Boche« vor der Pariser Welt hinreichend beglaubigen. Aber es wird noch überboten von der Talentlosigkeit, die die schmerzlich süße Pause und Wendung in der Stelle »Dann trotzten Sie — doch ich vergaß beinah, was dieses Briefes eigentlicher Grund« zertrampelt hat zu einem »Doch nun genug, mein Kind, Sie wissens ja, jetzt kommt des Briefes eigentlicher Grund«. Tönt da nicht der deutsche 'Junggeselle', wie er leibt und lebt, hinein, mit seinem Bedürfnis, »mal Wein—, mal Bierstimmung« serviert zu kriegen, jener gottverlassene Kulturträger, der schon weiß, daß die Geschlechter nicht mehr Wollstrumpf und Röllchen tragen! Und wie pariserisch er sich mit den seidenen Höschen vorkommt! Aber man fragt sich, was man von dieser ganzen Nie-

derlage im Weltkrieg kulturell hat, wenn eben die Sorte, die ihn bewirkt hat und die mit jedem Atemzug Takt und Geschmack der Welt beleidigt, unbesiegbar mit ihrer blanken Heiterkeit im deutschen Geistesleben wirksam bleibt. Ausgerechnet an der Metella mußte sich der Kommissar vergreifen! In dieser Trostlosigkeit fragt man sich, warum, warum der Herr Scher, wenn er schon drei Viertel genommen hat, nicht auch noch den Rest nehmen konnte und ob es denn gar keinen Schutz gegen Ehrlichkeit gibt! Daß er mit der Anektierung dessen, was Treumann geleistet hat, mehr als dieser an Tantiemen verdient, mag ja hingehen. Aber daß Theaterunternehmer, die vom Original keine Ahnung haben und die es gratis haben könnten, auch noch für die mutwillige Zerstörung und Bedrückung des Restes zahlen, ist erschütternd. Ich schließe fast mit Tränen und knirsche mit den Zähnen als Ihr getreuer —.

---

## II

16. Dezember 1929

An die Feuilleton—Redaktion der 'Frankfurter Zeitung'

Frankfurt a/Main

Sehr geehrte Herren!

Da Sie als einzige Redaktion einer großen deutschen Tageszeitung, trotz einem Standesbewußtsein, dem die Wirksamkeit der Fackel nahetritt, wiederholt den Anlaß benützt haben, eben diese Wirksamkeit kulturkritisch objektiv zu erörtern, so möchte der Herausgeber der Fackel — insbesondere in Erinnerung daran, daß Sie sich ihm, gegenüber dem Betragen des Herrn Gesell, auch brieflich zur Verfügung gestellt haben — direkt mit dem Ersuchen an Sie herantreten, die kritische Maßnahme eines Ihrer Mitarbeiter einer Überprüfung zu unterziehen. Herr K. nimmt das Wort für das geistige Recht wehrloser, weil verstorbener Autoren, deren wertvollem Werk er als gründlicher Kenner und persönlicher Interpret nahe genug zu stehen glaubt, um dafür eintreten zu dürfen. Er kennt den Originaltext von Offenbachs »Pariser Leben«, das Buch von Meilhac und Halévy und dessen Übersetzung von Carl Treumann, Zeile für Zeile, er hat dieses Werk eingerichtet und zahllose Male zum Vortrag gebracht, zuletzt in Berlin acht Tage vor der Verzerrung, die ihm durch das Berliner Renaissance-theater angetan wurde <sup>1</sup> und für welche die dem Vortrag beiwohnenden Regisseure und Mitwirkenden noch einiges profitieren konnten. Musik und Text des Offenbach'schen Meisterwerkes sind bekanntlich das Vorbild der Johann Strauß'schen »Fledermaus«, deren schaler Text gleichfalls nach einer Meilhac'schen Idee gearbeitet ist. Ihr Herr Dr. Bernhard Diebold schreibt nun:

---

1 Die musikalische Gestaltung (Mackeben) hielt sich immerhin von dem Münchner Unfug fern und kam sogar an einigen Stellen — bei Herrn Vallentin (Gondremark), den Damen Spira (Pauline) und Schlegel (Gabriele) — der Sphäre des Originals nahe. Freilich die im ersten Akt bunt vereint erscheinende »Bevölkerung aller Zonen«, aufgemischt durch diesen Brasilianer und die gleichfalls ungarische Metella, war eine Angelegenheit, die vor den Völkerbund gehört. Wo aber eine orchestrale Erinnerung an Offenbach aufkommen wollte, versagte sie vor dem Plan des textlichen Erneuerers und insbesondere vor all dem, was er als Ersatz für die Intrige ersonnen hatte. Ein Liftboy sorgte für die Berliner Note. [KK]

Endlich hat die »Fledermaus« ein ausgezeichnetes Libretto, während »Pariser Leben« den dümmsten und witzlosesten Operettenmoder vorbringt, den kein Marcellus Schiffer mehr in einen zeitgemäßen Hafen steuern kann. Das meiste bleibt genau so vorgestrig mit oder ohne Marcellus.

Herr Dr. Bernhard Diebold hat vermutlich nur der Aufführung der Schiffer'schen Bearbeitung, nicht auch dem Vortrag des Originalwerkes beigewohnt. Er wäre nun zu fragen, ob er dieses vielleicht von früher her kennt und aus einer zuverlässigen Erinnerung sein Urteil schöpfen konnte. Antwortet er, daß eben dies der Fall sei, so wäre dem Verdacht einer leichtfertigen Kombination die Handhabe entzogen und nur noch ein Zweifel an der kritischen Kapazität erlaubt. Herr K. behauptet aber, daß Herr Dr. Diebold, der als aufnahmefähiger Hörer oder Leser bei einem Vergleich der beiden Fassungen unmöglich zu einem solchen Urteil gelangen könnte, den Originaltext nicht kennt oder nicht gegenwärtig hatte und daß er den »dümmsten und witzlosesten Operettenmoder«, den eben Herr Schiffer dem Original zufügte, mit diesem verwechselt hat. Der Bearbeiter hatte aus dem Werk nicht nur mit allem Wesentlichen der Handlung unvergleichliche Dialoge entfernt, die allein schon den Tadel der Witzlosigkeit hinfällig machen würden, sondern eben jene Läppereien hinzugetan, die Herr Dr. Diebold, weil es nun einmal naheliegt ein altes Werk für vermodert zu halten, dem Original zuschrieb. Nicht nur an der Albernheit des ersetzten 4. und 5. Bildes, sondern Zeile für Zeile ließe sich das nachweisen, insbesondere an der Art, wie der großartige Mitternachtswalzer der Metella, der im Original einer der anmutigsten Szenen organisch entwächst, als »Einlage« einer völlig veränderten Situation aufgepfropft wurde, die damit wirklich noch unter dem walzerdramaturgischen Niveau der »Fledermaus« zu stehen kommt. Szene für Szene ließe sich im Vergleich nachweisen, wie hier — ganz wie durch die Untat des Herrn Peter Scher, nur mit dem Unterschied, daß für den verwendeten Treumann'schen Text die Quelle angegeben erscheint — blühendes Theaterleben in eine Wüstenei verwandelt wurde, auf der allerhand neudeutscher Unfug getrieben wird. Herr Dr. Diebold, der aus der richtig gespürten Dummheit und Witzlosigkeit nur den »radschlagenden Liftboy« ausnimmt, den er wohl als das geistige Eigentum Schiffers erkennt, wird vielleicht meinen, daß dem Herausgeber der Fackel eine Berufung auf Nietzsche nicht anstehe. Aber ihm selbst sollte doch der Ausspruch über Meilhac und Halévy imponieren: »Die Texte Offenbachs haben etwas Bezauberndes und sind wahrscheinlich das Einzige, was die Oper zu Gunsten der Poesie bisher gewirkt.« Der Herausgeber der Fackel wendet sich an Sie, sehr geehrte Herren, mit dem Ersuchen, Herrn Dr. Diebold zu fragen, ob er bei »Pariser Leben«, wie es ihm in Berlin vor Augen trat, mit gutem kritischen Gewissen den dümmsten und witzlosesten Operettenmoder, den das Original vorbringe, von der Zutat des Herrn Schiffer abzusondern imstande war, und das Vorgestrig, das mit oder ohne Marcellus vorhanden ist. Ob er also das Original kennt und aus dieser Kenntnis heraus das Urteil niedergeschrieben hat. Oder ob er vielleicht, ohne es zu kennen, die Verschandelung, in



der er es zu sehen bekam, in Bausch und Bogen den Autoren des Originals zugeschrieben hat, die gegen solches Verfahren so wenig Einspruch erheben können, wie gegen die Verschandelung selbst. Sollte Herr Diebold sagen, daß er, die geistige Grenzlinie deutlich wahrnehmend, den Meilhac, Halévy und Treumann kritisch zugeteilt hat, was ihrer ist, so wäre er doch noch aufzufordern, dem nächsten Vortrag von »Pariser Leben« durch Herrn K. beizuwohnen: nicht um über seinen Eindruck von dem Vortrag zu referieren, sondern um seinen Eindruck von der Aufführung zu revidieren. Wenn er dann dabei bleibt, daß »Pariser Leben« — im Gegensatz zur »Fledermaus«, die bisher für dessen Abklatsch gegolten hat — der dümmste und witzloseste Operettenmoder sei, so ist Herr K. selbstverständlich bereit, sich vor dem Recht der Meinungsbildung zu beugen, das jedem im Parterre zusteht, aber nur wenigen bis zur Umsetzung ins gedruckte und autoritäre Wort.

Mit vorzüglicher Hochachtung

— —

Die erwartete Antwort ist eingetroffen: Herr Diebold, der schon an dem »kaum mehr lebensfähigen« Blaubart seine Kennerschaft bewährt hat, verdankt seine Kenntnis von »Pariser Leben« der Bearbeitung des Herrn Scher, die er in Frankfurt zu sehen Gelegenheit hatte. Als Schulbeispiel eines Germanogallimathias sei es aufbewahrt:

Frankfurt am Main, den 30. Dezember 1929

An den Verlag »Die Fackel« (als Verwalter der Vorlesungen Karl Kraus)

Sehr geehrte Herren,

*durch den Vergleich* der Frankfurter mit der Berliner Aufführung von »Pariser Leben« war Herr Dr. Diebold *zu seinen Bemerkungen über die Schifferschen Zutaten natürlich berechtigt*. Daß man auf den Bühnen die seit Jahren verschüttete Operette Offenbachs *nur noch* in Bearbeitungen *zu bringen wagt*, spricht ja nicht gerade für die so völlig unvermoderte Bühnenfähigkeit des Originaltextes. Sollte dieser in der deutschen Einrichtung von Herrn Karl Kraus zu erhöhtem Witz gelangen, so bedauert Dr. Diebold, daß Herr Kraus seine Arbeit nicht der Bühne zur Verfügung stellt, von wo aus sich auch für den Theaterkritiker die Unvergänglichkeit von Meilhac und Halévy erweisen könnte. *Ein philologischer Vergleich* mit dem *geschriebenen französischen Originaltext* einer Operette — deren Genre doch nicht als Literatur, sondern zunächst als Aufführungseffekt und als Musik gewertet werden muß — ist in diesem Falle *mehr Sache des Musikhistorikers* oder des *dramaturgischen Bearbeiters*. Ein Theaterrezensent, der sich wie im Falle Diebolds auf die Kritik *der Aufführung* konzentriert und *nur im Nebensatz* den Unterhaltungswert des Werkes streift, ist zu solcher *Philologie* nicht verpflichtet. *Sonst* wäre er *gerade* nach Karl Kraus's *strenger Auffassung* auch nicht zu einem Werturteil über *Herrn Krausens übersetzte Bearbeitung* berechtigt, so wenig wie *auch Shakespeares und Calderons Dramatik ohne* englische und spanische *Vergleichsarbeit* gewertet werden dürfte. Es gibt aber im Drama außer dem Witz und dem Lyrismus der Sprache *eine gewisse Brillanz der Fabel*, deren Echtheit sich gegen Über-

setzung und Bearbeitung zu halten pflegt. Diese Fabelkomposition wurde sowohl in der Scher'schen wie in der Schiffer'schen Behandlung von Dr. Diebold als ganz *außerordentlich langweilig* und vermodert empfunden. *im übrigen feiert ja* der Komponist Offenbach *allenthalben seine Triumphe*.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Feuilleton—Redaktion der Frankfurter Zeitung

Unleserlich

Diebold

Die Reduktion des Unglimpfs gegen das Werk auf »Bemerkungen über die Schifferschen Zutaten«, die Abschwächung des »dümmsten und witzlosesten Operettenmoders« zu einem Nebensatz sind Merkmale deutscher Strategie, die sich auch in der Polemik eine Siegfriedstellung heraussetzt. Der Selbstgerechtigkeit glückt ein so überzeugender Tonfall, daß man alles in Ordnung finden muß nach dem schlagenden Hinweis, daß wir »sonst gerade« nach der strengen Auffassung des Gegners »auch nicht zu einem Werturteil über Herrn Krausens *übersetzte Bearbeitung*« gelangen könnten. Ganz als gäbe es eine solche, und als wäre nicht ausschließlich ein Werturteil über das Original verlangt worden, auf dessen Schutz gegen Faiseurkünste doch Herr Krausens eigentliche Wirksamkeit gerichtet ist. Herr Diebold wurde nicht weniger als dreimal auf das Vorhandensein des Treumann'schen Textes hingewiesen, und er kann gleichwohl nicht umhin, von »Philologie« zu sprechen und von der Schwierigkeit, auf den »geschriebenen französischen Originaltext« (der ebenfalls gedruckt ist) zurückzugehen. Er lehnt Leistungen ab, die ihm niemand zugemutet hat. Was man von ihm verlangt hat, ist, daß er genug Theatergefühl habe, um, wenn er schon ein Werk nicht kennt, dessen Entstehung zu spüren und tote Meister nicht für lebende Dilettanten verantwortlich zu machen. Wieso es mehr Sache des Musikhistorikers sein soll als des Theaterkritikers, einen Text zu kennen, den er beurteilt, ist nicht ganz klar; eher schon, daß der dramaturgische Bearbeiter auf das Drama zurückzugehen hat, das zu bearbeiten er vorgibt, wofern er sich eben nicht bescheidet, eine Übersetzung mit oder ohne Angabe der Quelle zu verwenden. Wenn nicht alles, was Herr Diebold sagt, falsch wäre, wäre es überzeugend. Selbstverständlich dürfte er — vorausgesetzt, daß sein Stil solche logische Deutung erlaubt — Shakespeares und Calderons Dramatik *niemals* »ohne englische und spanische Vergleichsarbeit« werten: sobald er es unternehmen wollte, aus einer deutschen Pfuscherarbeit auf die Dummheit und Witzlosigkeit dieser Dramatiker zu schließen. Aber er scheint ja — sicher weiß man's nicht, denn so leichte Stillsten sind immer schwer zu verstehen — er scheint zu konzedieren, daß die Witzlosigkeit dem Bearbeiter beigemessen werden könnte. Denn es gebe auch »eine gewisse Brillanz der Fabel«, die sich gegen Übersetzung und Bearbeitung halte. Herr Diebold Irrt. Auch die kann durch eine Bearbeitung hinreichend verstunken werden, so daß, was scheinbar vom Original zurückbleibt, doch nicht mehr diesem zugehört. Herr Diebold hat aus der Identität dessen, was einerseits Herr Schiffer und andererseits Herr Scher übriggelassen hatte, auf das Original — das Treumannsche, das ihm nicht erreichbar ist — geschlossen. Aber unter beider Händen wäre, wenn sie selbst die ganze Handlung stehen gelassen hätten, diese bis zum Nichtwiedererkennen verödet. Anstatt daß nun eine kritische Autorität es beklagt und dagegen protestiert, daß man Offenbach in solchen Bearbeitungen »zu bringen wagt«, beruft sich Herr Diebold auf den Unfug zur Bestätigung seiner Ansicht, daß die »Bühnenfähigkeit« doch nicht »so völlig unvermodert« sei. Das Unterfangen ist ihm ein Beweis dafür, daß man es »nur noch« so wagt und nicht »wagen« würde, den ur-

sprünglichen Offenbach zu bringen. Doch selbst den Scher und Schiffer gelingt's eben nicht. Was jenen betrifft, so war meines Erinnerens der Frankfurter Kollege des Herrn Diebold wenigstens so bescheiden, bei Anerkennung der »Spritzigkeit« des Gewagten die totale Unkenntnis des Originals zu fatieren. Herr Diebold verdankt dessen Kenntnis dem Vergleich zweier Schändungen. Zur Rede gestellt, will er freilich nur Bemerkungen »über die Schifferschen Zutaten« gemacht haben. Daß er durch den Vergleich zu so etwas »natürlich berechtigt« war, wer wollte es — nach strenger Auffassung — leugnen? Wer aber auch — nach ebenso strenger —: daß seine Bemerkungen sich ausdrücklich auf das mit der »Fledermaus« verglichene Libretto bezogen haben, das selbst die Zutaten nicht retten könnten. Nun bezieht sich also der Moder auf die Zutaten und der Vergleich mit den Frankfurter Zutaten berechtigt Herrn Diebold zu seinem wegwerfenden Urteil. Daß er sich sowohl bei Scher wie bei Schiffer außerordentlich gelangweilt hat, spricht für seinen Privatgeschmack. Daß er für beiderlei Ärgernis die mißbrauchten Autoren von »Pariser Leben« verantwortlich macht, beweist seine publizistische Gewissenhaftigkeit. Ich weiß nicht, ob der Originaltext »zu erhöhtem Witz«, zu dem ihm eigenen, gelangen würde, wenn ich zwecks besserer Information des Herrn Dr. Diebold mein Buch der Bühne zur Verfügung stellte; weil vermutlich ja doch die Regie das ihre täte, um meinen Absichten entgegenzuwirken. Ich weiß aber, daß Herr Diebold, hätte er meinen Vortrag — des Originalwerkes — gehört, zuallerletzt die Anregung empfangen hätte, vom dümmsten und witzlosesten Operettenmoder zu sprechen; daß er auch jene Partien, die er in den Bühnenbearbeitungen beibehalten findet, bei mir nicht wiedererkennen würde; und daß sein umfassender Trost, »im übrigen feiere ja der Komponist Offenbach allenthalben seine Triumphe«, sich auf die bescheidene Gelegenheit eines Podiums zurückzöge.

#### NACHSCHRIFT

Unvorstellbarste Folge meiner Offenbach—Renaissance! Das Burgtheater, das, wie man gelegentlich der Direktionskrise erfahren hat, aus lauter Prominenten besteht, plant, und zwar »zum Fasching«, Pariser Leben in die Bude zu bringen. Es will sich, wie mit Nestroy, nun auch mit Offenbach einen Jux machen, wähnend, daß, was es sonst tut, nicht komisch genug sei. Herr Herterich soll in München Schers Dichtung akquiriert haben. Das Programm des Berliner Vortrags, mit der »Schändung von 'Pariser Leben'«, hatte drei Seiten, und ein Besucher, heißt es, machte den anwesenden Herrn Hartung, der eben daran war, die Dichtung Schiffers herauszubringen, auf die leere vierte Seite mit den Worten aufmerksam: »Für Sie reserviert!« Wenn nötig, wird sich noch für Herrn Herterich Raum schaffen lassen.

---

## Rätsel

#### LUCUS A NON LUCENDO

Die erste mußt du haben zu der zweiten,  
soll diese jene dir bereiten.  
Das Ganze leider pflegt jedoch den Leuten

das Gegenteil von beiden zu bedeuten.

\*

### **WARNUNG**

Ließest du alle in das zweite,  
es ärgerte die Nachbarsleute.  
Denn jeder, stolz in seiner Tugend Glanze,  
bezeichnet jede einzeln als das Ganze.

\*

### **WENDUNG**

Ist er noch in dem frühen Alter,  
dreht man ihn um und legt ihn drauf.  
im spätern Alter wird er ihr Verwalter;  
den läßt man leider leichter aus dem Kauf.

\*

### **NEUN BUCHSTABEN**

Mit eins und zwei sollst wenden dich in Eil',  
weil drei, vier, fünf und sechs der Wahrheit Gegenteil,  
wovor man besser doch verschließt das Ohr.  
Mit sieben fängt Unheil an, mit acht und neun wird's Ernst;  
jedoch, wenn Rätselraten du erlernst,  
dann gehst aus eins bis neun du heil hervor.

\*

### **ALLES IST GEFÄHRLICH**

Stets fragst du, was das erste macht;  
meist hat es dich verdrossen.  
Nimm vor dem zweiten dich in Acht:  
dafür wird Blut vergossen.  
Trau beiden nicht, denn über Nacht  
verflossen dir Genossen.

\*

### **ZWEI GRADE**

ist unreif noch die Frucht, so ist's der erste Grad.  
im höchsten aber ist's die Zeit nach Ernt' und Mahd.  
Du fühlst es so, wenn so, auch dir sich's endlich naht.

\*

## RÄTSELHAFTE ENTWICKLUNG

Das erste klingt wie heisres Schrein,  
ein Wiener Lied sollt' anders sein.  
Ins zweite kannst du kaum hinein;  
und bald wird Wien das Ganze sein.

\*

### ICH BIN ES NICHT

Ich bin es nicht, weil ich nicht Sklave bin.  
Gibst eines du voran,  
ist, was ich je begann,  
noch immer nicht gemäß dem Ordnungssinn.  
Noch eins: damit ich's noch nicht sei.  
Denn von Geburt bin ich von der Verbindung frei.

\*

### HOMONYM

Gern neigt dem Wort der Gläubige sein Ohr;  
doch mit dem Ding schwingt jeder sich empor.  
Hier geht es hoch, dort bis zu Gottes Glanz;  
hier wirkt die Kette, dort der Rosenkranz.  
Traust du der Technik, traust du dennoch Ihm.  
Zwei Welten paaren sich im Homonym.

---

## Berlin

### VORREDEN

21. Oktober:

Vor dieser Transponierung der »Unüberwindlichen« in die Welt Offenbachs und gegenüber dem ersten Forum, zu dem zu sprechen ich Gelegenheit habe, sehe ich mich zu einer Erklärung genötigt. Kein Wort der Anerkennung und des Dankes für die mutige Tat der Volksbühne <sup>1</sup> und ihrer Schauspieler wäre stark und herzlich genug. Kein Ausdruck der Genugtuung, daß die kämpferische Aktion gegenüber einer so gefahrvoll vermehrten Macht einer politischen Wirklichkeit restlos und durch ein wahres Wunder des Willens erfüllt wurde. Die Pflicht, solches zu bekennen, kann aber leider den Autor als Schriftsteller nicht der Verpflichtung entheben, festzustellen und zu beklagen, daß über alle zugestandene Theaternotwendigkeit hinaus der IV. Akt des Dramas durch eine Verschneidung organischer Teile, die im letzten Augenblick ohne mein Wissen vorgenommen wurde, und den dadurch auch bewirkten Ab-

---

1 Die gleich darauf Tat und Mut verleugnet und versprochen hat, es nicht wieder zu tun.

bruch des Schlusses künstlerisch gelitten hat, so daß der stärkste Akt von Kritikern, deren Theaterfremdheit solchen Eingriff nicht spürt und das Minus dem Dramatiker anheftet, mit Recht als der schwächste empfunden wurde. Die journalistische Leichtfertigkeit freilich, die nicht einmal daran denkt, sich durch einen Blick in die Buchausgabe zu vergewissern, gehört zum kläglichen Handwerk. Was übrigens einige der meinungsführenden Herren anlangt, so habe ich die Absicht, eine Dummheitskonkurrenz auszuschreiben. Ich weiß auch schon, wer den Preis gewinnen wird, will es aber noch nicht verraten, denn es soll für den Monty Jacobs eine Überraschung sein.

---

28. Oktober:

Da vorauszusehen ist, daß die Presse sämtlicher Parteien — ich kenne keine mehr, sondern nur noch Sklarek—Kunden — daß also die ganze Presse das Faktum verschweigen wird, so sei wenigstens dieser kleinen Öffentlichkeit bekanntgegeben, daß morgen, vormittags 11 Uhr in Altmoabit 11, Zimmer 272, 1. Stock, ein Gerichtstermin gegen Herrn Theodor Wolff stattfindet: in meinem Prozeß wegen der Behauptung, daß die von mir zitierte Äußerung des sterbenden Harden über den Fall Kerr—Reinhardt »in das Bereich der einfachen Lüge gehört«. Als Zeugen sind die Herren Kerr, Reinhardt und Holtaender geladen. So viel ist sicher, daß ich erscheinen werde.

*Nachtrag:* Wider Erwarten und da 1000 Mark Strafe angedroht war, erschienen auch sie; und da ihrer mehrere waren, ging's, wie stets bei Glatteis, leichter.

---

30. Oktober:

Die von mir gestern im Gerichtssaal verlangte Erklärung, die es Herrn Theodor Wolff ermöglichen sollte, seinerseits eine abzugeben, werde ich, ein wenig variiert, vor Schluß der zweiten Abteilung dieses Vortrags abgeben.

\*

Aus meiner Rede »Vom Zörgiebel«, gesprochen in Wien am 14. Juni, am Vorabend der 60jahrfeier der Wiener Polizeidirektion, während in den Saal die Marschmusik der in die Kaserne rückkehrenden Polizeitruppen tönte. Sechzig Jahre sind es auch, daß Offenbach seine »Briganten« komponiert hat. Mit der Figur des Bramarbasse Connivente.

\*

Herr Theodor Wolff sieht sich heute genötigt, mein Reklamebedürfnis, dessen Vorwurf unter anderm Gegenstand meiner Anklage bildet, im weitesten Ausmaß zu befriedigen und nunmehr doch seinen Lesern mitzuteilen, daß außer der Anschuldigung durch Harden, die ich bloß zitiert habe, noch etliche andere gegen den Kerr von mir selbst erhoben wurden, nämlich in dem Heft »Der größte Schuft im ganzen Land«, das er allerdings nicht nennt — Anschuldigungen, deren Beweise die Reproduktion der vom Kerr eigenhändig verfaßten Schriftsätze bietet. Ich hatte mit deutlicher Beziehung auf diesen das von jenem zur Widerklage herausgeklaubte Wort gebraucht, es sei ein »frecher Schwindel«, zu behaupten, daß ich mir in jenem Heft den Vorwurf Hardens wegen einer Abmachung zwischen Wolff und Kerr über dessen Verhalten zu Reinhardt zu eigen gemacht hätte. Diese Bezeichnung der von Herrn Kerr gesetzten Version halte ich wie jedes jemals gegen ihn gesagte

Wort selbstverständlich aufrecht. Denn so wahr es wahr und textlich evident ist, daß sich das Wort auf den Kerr bezieht, so ist es wahr und textlich evident, daß ich bloß die Nichtbeantwortung des schweren Vorwurfs, der von Franz Pfemfert durch die Prager Presse verbreitet wurde, anstößig gefunden hatte. Später, als ich genötigt war, mich in der Materie dieses Vorwurfs umzusehen, habe ich deutlich erkannt, warum es dem Berliner Tageblatt schwer gefallen war, auf Hardens Vorwurf zu reagieren; denn ob nun eine ausdrückliche Verpflichtung des Kerr vorgelegen wäre oder nicht (wie sollte denn ich das gewußt haben und wissen): der vehemente Gesinnungsumschwung, der mit dem Engagement eintrat, ist vorhanden und nachweisbar, und diesen behauptete ich jetzt und immer. Ich lasse mich gern davon »überzeugen«, daß die Herren Wolff und Kerr reinen Gewissens eine ausdrückliche Abmachung (die ja ein leoninischer Vertrag gewesen wäre) bestreiten können, aber ich lasse mich nicht davon überzeugen, daß nicht schon der bloße Eintritt des Kerr in das Haus Mosse den Hebel jenes Umschwungs bildet, der bei den Beziehungen des Herrn Reinhardt zum Haus Mosse sich automatisch vollziehen mußte und der auch tatsächlich in einer Antithese von überwältigender Beweiskraft ersichtlich und dokumentarisch darstellbar ist. Darüber wird kein Gehabe von Würde, wie es gestern in Moabit, vielfach verbindlich zur Erscheinung — und wohl auch zur Geltung — kam, hinweghelfen. Wie immer das gerichtliche Urteil ausfallen mag — der Sinn meiner sämtlichen »Aktionen« ist bloß, Formen der bürgerlichen Welt zu restloser Anschauung zu bringen —: es wird dafür gesorgt werden, daß sich die mir zugängliche Öffentlichkeit über diesen zweiten Fall von Pazifizierung des Kerr, gleichfalls herbeigeführt durch seinen Übertritt von Scherl zu Mosse, ihr Urteil bilde. Daran wird nicht getippt werden und mit keiner Verwirrung von Begriffen und Sachverhalten durch den Tonfall der beleidigten Würde, möge sie nun auf forensischem oder auf publizistischem Wege unternommen werden, etwas zu ändern sein. Die wiederholten Versuche, mich zu einer Erklärung zu bewegen, daß ich mich »durch das Beweisverfahren« von etwas »überzeugt« habe, setzte ich zu der ausdrücklichen Erklärung fort: Ich habe mich durch das Beweisverfahren davon überzeugt, *daß die Aussagen des Herrn Reinhardt, Hollaender und Kerr dringend einer Überprüfung bedürfen*, das heißt einer Konfrontierung mit anderen Zeugnisaussagen, und zwar insbesondere die Aussage des Herrn Max Reinhardt, dem es gestern in Moabit trotz einer gewissen Regiebegabung keineswegs gelungen ist, mich zu faszinieren. Freilich muß ich zugeben — und ich hatte ihn fast seit den Tagen, da ich ihn nach Deutschland gebracht habe, nicht wiedergesehen —, daß er mir gegenüber an Sicherheit gewonnen hat. Er hat nach dem Berliner Tageblatt auf meine Frage, ob ihm der Unterschied zwischen den Kritiken vor 1919 und denen nachher denn gar nicht aufgefallen sei, die Antwort gegeben:

So wahr mir Gott helfe, ich habe die Kritiken nach wie vor als ausgesprochen ungünstig und unfreundlich empfunden.

In dieser pointierten Deutlichkeit habe ich die Antwort zwar nicht gehört und es wird natürlich schwer möglich sein, dem Herrn Reinhardt eine andere Empfindung beizubringen, etwa über den starken Kontrast einer Kerrkritik aus der Zeit vor 1919 und der über den »Kaiser von Amerika«. Es wird umso schwerer sein, als ja Herr Reinhardt an Enthusiasmus so gewöhnt ist, daß ihn vielleicht die äußerste Leistung des Kerr wirklich unbefriedigt läßt und er selbst in diesem Fall weniger die Bemühung als das Resultat würdigt. Aber sogar Gott wird ihm nicht helfen können, wenn ich ihm dazu helfen werde, noch einmal über den Unterschied in der Haltung des Kerr nachzudenken, der ihm vielleicht doch irgendeinmal aufgefallen ist, *über den Unterschied zwischen*

*einem Hinauswurf aus dem Deutschen Theater und einer Geburtstagsfeier auf dessen Szene*, wie insbesondere darüber, ob er wirklich niemals mit Harden über diese wesentlichen Dinge gesprochen hat.

Außerdem hat gestern in Moabit eine eigenartige Auseinandersetzung stattgefunden über die Stellung des Berliner Tageblatts zum Problem der Reklame: welche es verabscheut und nach der zu streben es mir zum Vorwurf macht. Als ich auf die an mich gelangten Schnorrbriefe des Berliner Tageblatts wegen eines Inserats meiner Bücher verwies und darauf, daß ich der Schnorrerei endlich mit der Aufgabe des Inserats über den »Größten Schuft im ganzen Land« nachgeben wollte, bekannte Herr Theodor Wolff den alten Glaubenssatz, daß »die Redaktion von der Administration streng getrennt« sei, und fügte ergänzend hinzu, daß die Redaktion nur in dem einen Fall tätig eingegriffen habe. Mit der Problematik dieser Dinge verknüpft sich eine Zugschrift, die, mit Namen unterzeichnet, an meinen Anwalt gelangt ist und für deren Inhalt der Verfasser, der als Zeuge in Betracht kommen wird, zunächst aber der Vorleser die volle Verantwortung übernimmt.

(Es folgte die Verlesung des Schriftstücks, das zu den Akten, nicht ad acta gelegt wurde.)

---

17. November:

Es ist natürlich vermessen, 1929 und in unmittelbarer Nachbarschaft des Potsdamerplatzes den König Lear zur Geltung bringen zu wollen. Möglich nur als Protest gegen größeres Vermessen: der Epoche, die sich durchaus nicht bescheiden will, dem Erlebnis des Ausdrucks heroischer Empfindungen so entrückt zu sein wie dem Traum und der Operette; sondern immerzu das Wagnis beginnt Elementares auf die eigenen Maße der Berechenbarkeit und Deutbarkeit herabzusetzen. Der heutigen Bühne gegenüber möchte ich ja nicht leugnen, daß Eindrücke im Episodischen und im Agnoszierbaren einer kleineren Natur sich meiner Erinnerung an Reste einer noch erlebten großen Theaterwelt, die alle Naturen umfaßte, freundlich angliedern. Verlassen aber steht diese Erinnerung vor dem Grauen, das in den öden Fensterhöhlen des neudeutschen Vertheaters wohnt. Denn hier ist nicht bloß die Kraft versiegen gegangen, sondern es wird gevöllert mit dem Mangel, welchen der schwindelhafte Zeitbegriff einer kritischen Doktrin, der regieführende Literatenwahn frisch animiert. Kein laufendes Band der Sprache aber erreicht jene höhere Realität, der die poweren Ausdrucksmittel der Zeit vergebens die niedrige unterstellen. Mein Vortrag der größten Verstragödie ist ein Protest gegen das prominente Dilettantentum, das, mit schlichtem Nasallaut der deutschen Kultur imponierend, den Blankvers verödet, die jenseitige Natur mit der Beiläufigkeit eines Betriebsjargons erfüllt, Schiller, diese stärkste Hilfe theatralischer Transzendenz, ungenützt läßt und Shakespeare—Schlegel zu einem Monstrum macht, dessen Geschwollenheit in dem Maße seiner Naturalisierung wächst — ein Unfug, dessen Regisseure in ihrer besessenen Ignoranz des Geistes die Trümmer verwüsten, die der Kunsttapezierer Reinhardt übrig gelassen hat. Denn das Postulat einer Verzeitlichung des klassischen Verses, die Einführung einer Atonalmusik des Worts — der Betonalsprache — ist wohl die ausbündigste Trottelei, die der zeitführenden Intelligenz einfallen konnte. Diese macht alles begreiflich, nur eines nicht. Denn die Welt als Wille und Vorstellung des Kurfürstendamms zugegeben, und mag man getrost alles, was man nicht fühlt und nicht erjagen kann, von unten hinauf ansehen und verachten. Absurd bleibt, daß man die Klassiker aufführt, wenn sie so schlecht sind, wie man sie spielt.



---

18. November:

Ich habe die unbeschreiblich guten Erstaufführungen der »Freien Bühne« im Theater am Schiffbauerdamm 1893 und des Deutschen Theaters 1894 und nach mehr als dreißig Jahren die unbeschreiblich schlechten Aufführungen im Großen Schauspielhaus und im Staatstheater (resp. Schillertheater) gesehen. In einer dieser Aufführungen war allerdings besonders gut ein Fräulein Leonie Duval als Luise.

---

21. November:

Gogols »Revisor«: unvergängliches Siegel des satirischen Geistes auf den Bund von Autorität und Korruption; gültig in allen Zonen, wo Sklareks wohnen und Stadthäupter thronen. Und dennoch würden die Meinungs- und Mauermacher der Korruption, wären sie hier im Saal versammelt — was Gott sei Lob nicht der Fall ist —, dennoch würden sie einwenden: Unsere Korruption sieht ganz anders aus als die russische von 1835! Ein Argument der Dummheit, mit dem sich die Schlechtigkeit gegen Agnoszierung verschanzt. Aber die Dimension des Gegenstands, die angebliche Zeit- und Ortsbedingtheit und derlei stofflicher Vorwand, woran solche Kritik haftet — wie vermöchte es im geringsten der Symbolkraft des dramatisch-satirischen Wortes zu trotzen, das doch allen irdischen Anlaß und Rest, alles scheinbar Vorausgesetzte nur braucht, um es ins Typische aufzulösen! Bloß dem Eingeweihten bleibt es unverständlich und wenn er dumm oder böse genug ist, so suggeriert er auch den anderen, daß sie es nicht verstehen. Darum haben die Literaten den Erfolg der »Unüberwindlichen« als einen Erfolg bei den Literaten zu erklären und zu verkleinern gewußt. Der alte und immer noch faule Einwand gegen das Sprachwerk der Glosse — als gelänge es mir nicht, mit der Erscheinung Saltens auf dem Anstand und Großmanns auf dem Anstandsort auch jene zu erschüttern, die dabei zum erstenmal erfahren, daß es die beiden gibt! Sehe sich der Herr *Tucholsky* vor, daß ihm kein analoger Vergeistigungsprozeß zuteil wird und daß »Peter Panter« — haste Panther, hätte Peter gesagt — nicht beschädigt aus dem Sprung hervorgehe, den er auf einen unternommen hat, der sich im Dschungel gut auskennt. Dieser *Tucholsky*, der bestimmt nicht so dumm ist, das zu glauben, was er schreibt, erzählt den Lesern der Weltbühne, es handle sich in den »Unüberwindlichen« um das Faktum, daß Herr *Bekessy* in Wien bestochen wurde. Er meint, das Publikum sei eingeweiht gewesen: der schon aus der *Vossischen Zeitung* bekannte »Anhang«; Kraus möge »sich nicht täuschen: er hat kein Publikum erobert, er hat ein erobertes Publikum erobert«. Blendend! Der Erfolg der »Unüberwindlichen« als Argument gegen deren Erfolg, als Ausrede der politischen Feigheit gegenüber der Abwürgung, als Vorwand aller Halbschlächtigkeit, mit einem Wort als sozialdemokratisches Manöver — das alles wird man ja bald vor dem Zivilgericht zu hören bekommen. Panter weiß natürlich so gut wie es Tiger, Hauser, Wrobel, ja sogar *Tucholsky* weiß, daß unter jenem Publikum der *Matinée* sicher mehr als tausend waren, die dem Abenteuer zwischen den Welten *Barkassy* und *Wacker* gespannt folgten, ohne zu wissen, daß es *Bekessy* und *Schober* gibt. Worüber sich aber Kraus nicht zu täuschen hat, das sind ganz andere publizistische Sachverhalte als dieser. Dem Herrn *Tucholsky* würde es schwer fallen, seinen Tadel, ich hätte unrecht getan, »einen der stärksten dramatischen Momente seit *Barlach* zerlaufen zu lassen« (im 4. Akt) — solchen Tadel anders zu fundieren als durch den Zwang, eine Anerkennung, um die

man nicht herum kann, zerlaufen zu lassen. Er hat offenbar ganz recht, wenn er sagt: »Was ist uns Bekessy? Unsere Korruption sieht anders aus, unsere Journalisten haben andere Fehler und andere Untugenden«; hier werde nicht gezahlt, sondern bloß »beeinflußt«; hier sprächen die Leute zum Beispiel: » ... ich werde es mit Pantern versuchen ... «. Nun, offenbar scheint es mit diesem dem Tucholsky gelungen zu sein. Aber er unterschätze doch nicht den geistigen Einfluß Bekessys auf alle Journalistik der Gegenwart! Ich will mich über die Echtbürtigkeit des Urteils, das er heute über mich und meine Wirkung abgibt, mit ihm nicht auseinandersetzen. Ich will ihm vorläufig nur sagen lassen — und ich zweifle nicht, daß sich Hörer in diesem Auditorium finden werden, die die Botschaft pünktlich bestellen —: daß mich der Typus des linksradikalen Journalisten mit kriegerischen Meriten, des preßversippten Revolutionärs schon lange fesselt. Und ganz besonders die faszinierende Wirkung, die eine fünfdeutige Gestalt auf ein Geistesleben hat, dessen Ausdrucksarmut freilich die Bewunderung für vifen Ungeist, für das Bewegliche und »Spritzige« erklärlich macht. Herr Tucholsky ist ja über meine Anschauung von diesen Dingen unterrichtet und sicherlich auch über die Gründe informiert, warum ich meine Mitwirkung an der Kriegsanthologie des Internationalen Arbeiter—Verlages verweigert habe. Als publizistischer Erbe Siegfried Jacobsohns weiß er auch, daß mir seine exakte Auffassung von Pietät und Vasallentreue vertraut ist als einer Treue *bis* zum Grab, das heißt exklusive. Er soll, wenn ich bisher nur einmal flüchtig seiner gedachte, darum nicht glauben, daß ich ihn nicht interessant finde. Ich bin über und über beschäftigt, vor allem mit dem Kerr, dessen endgültige Pazifizierung ich in die Wege leite. Ich habe bisher bloß eine Dummheitskonkurrenz ausgeschrieben, ich hoffe aber noch manche Einfälle zu haben, mit denen sich auch ein Publikum, das nicht ohnedies schon informiert ist, spannen läßt. Mit Pantern, Tigern und selbst zahmeren Haustieren werde ich bestimmt noch fertig. Bis dahin lenke man nicht unnötig die Aufmerksamkeit auf sich, zitiere mich weder verehrend noch falle man mir anders in den Rücken. Worin ich mich bestimmt »nicht täusche«: daß Herr Tucholsky nicht unbefangen genug ist, um mich kritisch richten zu dürfen, bloß unbefangen genug, um es dennoch zu tun; während ich wie noch niemals im Leben meine Unbeeinflußbarkeit ja gerade in den Dingen bewiesen habe, die die Weltbühne betreffen. Für die Übersendung des von der Granate getroffenen Christus — des Abschlußbildes der »Letzten Tage der Menschheit«, — bin ich noch heute dankbar und der Gesinnungswert dieser Handlung erscheint so wenig wie der etlicher Äußerungen Wrobels alteriert durch den mir nachträglich bekannt gewordenen Umstand: daß Tucholsky schon einmal einen Preis gewonnen hat, nämlich für das beste Gedicht über eine Kriegs-anleihe. Daß die Berliner Korruption anders aussieht als die wienerische, nehme ich gern zur Kenntnis, hoffe darin noch weitere Erfahrungen zu sammeln, und schreite nun an die Petersburger Verhältnisse von anno dazumal, von denen ich überzeugt bin, daß sie uns heute am nächsten liegen.

*Nachtrag.* Ein Don Quijote mag ich ja sein, aber doch einer, der nervös wird, wenn er immer diesen Sancho Pansa hinter sich gewahrt: bei Manifestationen, denen ich infolgedessen ausweiche, in Programmen, die ich zu spät erhalte, in Rezensionen, gegen die sich nichts machen läßt. Ich schau mich um, mit wem ich da Schulter an Schulter in den Frieden ziehen soll, aber es nützt nichts, wir bleiben nun einmal verbunden auf Gedeih und Verderb. Panter, der der Volksbühne aus dem Herzen sprach, hat noch gemeint:

Sie hatten alle die »Fackel« gelesen; sie hatten *ihr Pensum gelernt*; sie wußten, wer Bekessy ist und wer Schober; sie wußten, daß jene Anspielung dies bedeutet und diese jenes — schlug der oben einen Ton an, so klangen unten dieselben Akkorde wieder, dieselben Assoziationen tauchten auf, dieselben ausgeschliffenen Gedankenbahnen

Auf denen die ausgelerten Literaten tanzen können. (Aber sonst wäre, wenn der Ton oben die Akkorde unten erzeugt, die Bühnenwirkung bestätigt.) Die ihr Pensum gelernt haben, sollten einen der Burschen, die so aus der Schule schwätzen, einmal packen und fragen, womit er denn seine journalistischen Lorbeeren erworben hat und ob denn die moralische Untauglichkeit zum Abfall das Stigma verdiene, »Anhang« zu sein und Infolgedessen den Ullsteinschen verächtlich. Aber damals sind nicht bloß die, die ihr Pensum gelernt hatten, sondern auch zahllose Novizen mitgegangen, die wirklich noch nicht wußten, wer Bekessy und vielleicht nicht einmal, wer Panter sei. Jeder Abfaller kommt sich originell vor, und doch hätte nur der tausendste Anspruch auf eine Prämie, und Panter ist erst der 934. »Der Rest war Mathematik«, meint er, und setzt das Fazit:

Das Stück hörte auf, die Begeisterung zerlief, die Leute hatten im Theater getobt, sie riefen den Namen unseres Schober: »Zörgiebel!« riefen sie und: »Erster Mai!« — und dann war alles wieder still, und das Stück war zu Ende, und da stand Karl Kraus und hatte einen Sieg erfochten, der keiner war: über und unter Literaten.

Manchem, dem das Leben über die Schreibmaschine geht, war vielleicht der Mord vom 1. Mal nahegegangen. Gleichwohl verläuft in der Regel eine Theatervorstellung so, daß um zehn alles aus ist, und bei einer Matinee um drei. Aber schön stand ich da, als alles aus war. Die Literaten, die es so berechnen, hatte ich jedenfalls nicht untergekiegt. Wer vermöchte das? Die meinen doch immer die andern!

---

22. November:

*Geld*, soweit es sauber sein kann, und solches, an dem keine Verpflichtung haftet: 500.000 Mark werden gesucht, um das Theater der Dichtung in ein Ensembletheater zu verwandeln. Es besteht die einzige und letzte Möglichkeit, den Totengräbern der mitteleuropäischen Kultur zu beweisen, daß ich sie nicht nur dafür halte, sondern auch, ohne und gegen sie, Lebendiges schaffen kann. Gültiges ohne Presse, Gutes ohne Prominenz. Wer an die Möglichkeit einer Revolution glaubt, die von Schwindel und Phrase befreit, weil sie selbst frei von Schwindel und Phrase ist, mache den Plan bekannt. Mißlingen an der Gewalttätigkeit der öffentlichen Meinung würde dem Willensträger so wenig zur Unehre gereichen, wie Verhinderung durch die vis major von Furcht und Lethargie.

---

25. November:

Mein Hang, alles niederzureißen, was mir über den Weg kommt, hat mich bekanntlich in den letzten Jahren dazu verführt, mein Wirken für ein

Theater der Dichtung, das Shakespeare, Goethe, Gogol, Nestroy, Raimund, Hauptmann und Wedekind umfaßte, auf Offenbach auszudehnen, welchen ich für den überhaupt größten satirischen Schöpfer aller Zeiten und Kulturen erachte. Die mir eigentümliche Zerstörungslust betätigt sich da nicht nur in der Neigung, für dieses Genie der Heiterkeit mit Wort und Tat einzutreten, sondern insbesondere darin, daß ich die Theater angreife, weil sie auf meiner Fährte Dreck ablagern, weil sie das von mir gefundene Erbe dieser musikalischen und textlichen Geistesschätze Pfuschern und Kommis ausliefern, weil sie aus der von mir bezogenen Anregung das (wie Wedekind sagt) genau entgegengesetzte Gegenteil von dem machen, was ich mir volle fünf Jahre lang über den Sinn einer Offenbach—Renaissance gedacht habe, und mehr als das: getan habe. Meine Eitelkeit, die es strebsamen Theaterdirektoren noch verwehrt, in meine Restaurierungsversuche »Einblick zu nehmen«, um etwas Geist für das Unternehmen, das sie vorhaben, aufzuschnappen, feiert bei diesen Anlässen wahre Orgien. Bekanntlich ist nun letzthin zu den Eigenschaften, die die Journalistik immer schon an mir wahrgenommen und getadelt hat, das Laster der Reklamesucht hinzugetreten, welche sie, wiewohl ich eigentlich schon seit dreißig Jahren auf nichts anderes aus bin, partout nicht befriedigen will. Da kann ich mich auf den Kopf stellen, und was ich immer noch versuchen werde, um die Beachtung der Presse zu erreichen, es wird mir nichts nützen. Immer wieder habe ich ihre Aufmerksamkeit dadurch zu erregen gesucht, daß ich ihr zu meinen Vorlesungen keine Freikarten, von meinen Büchern keine Rezensionsexemplare gab, ihre diesbezüglichen Gesuche abschlägig oder gar nicht beschied, ihre Schnorrereien um literarische Annoncen zurückwies, ihre Zeichner und Photographen hinauswarf, ja nicht einmal wie Herr Thomas Mann ihr eine schon vorrätige Photographie überließ, die ich »für die gelungenste halte«. All das hat sie einfach nicht beachtet, es hat aber doch irgendwie dazu geholfen, meine Reklamesucht — die, wie lächerlich, selbst vor der Verweigerung von Autogrammen nicht zurückschrickt — so deutlich erkennbar zu machen wie etwa eine bezahlte Texteinschaltung der Neuen Freien Presse. Es ist allerdings richtig, daß ich in meinem dreißigjährigen Bestreben, bei der Journalistik anzukommen, manchmal unvorsichtig war, indem ich sie durch gewisse Äußerungen vor den Kopf stieß. Das erklärt sie sich aber wohl aus dem Menschlichen, als die Reaktion des Verärgerten, der eben sein Reklamebedürfnis dauernd unbefriedigt sieht. Doch selbst dem Blinden verriet sich dieser Hang seit dem Tage, als ich es nicht verschmähte, meine Ansicht, daß der größte Schuft im ganzen Land der Denunziant sei, weiteren Kreisen durch ein Plakat mitzuteilen. Die »Berek«, die es affichierte, mochte sich dabei wohl ihr Teil über meine Reklamesucht denken, aber Wolff sprach es aus, nachdem er meinen Versuch, den alten Wunsch des Berliner Tageblatts nach meiner Buchannonce zu befriedigen, glatt abgewiesen hatte. Bis dahin konnte mir wenigstens die Administration des Berliner Tageblatts Reklamesucht nicht zum Vorwurf machen. Aber es bestand bekanntlich schon immer eine strenge Trennung zwischen Administration und Redaktion und nun waren sie vollends einig über mich. Seit damals, wo ich mich also der Straße bediente, schüttelt man sich förmlich in allen bessern Häusern, bei Mosse wie bei Ullstein, bei Scherl, im Vorwärts, ja sogar bei Großmann, kurz überall dort, wo man um keinen Preis Reklame dulden würde, jedenfalls nicht unter dem tarifmäßig festgesetzten — seit damals schüttelt man sich vor Ekel, wenn mein Name bloß ausgesprochen wird, und welche Redaktion immer jetzt von einem Leser die Anfrage erhält, warum sie denn diese oder jene von mir vertretene Sache verschweige, sie antwortet: »Wir haben keinerlei Neigung, das Reklamebedürfnis des Herrn Kraus zu befriedigen«. Es ist schon

ein Berliner Bonmot geworden. Und wenn ich das Krebsheilmittel gefunden hätte, die Antwort würde so lauten. Und sie muß so lauten, da ich ja doch jedenfalls der bin, der die Menschheit von der Pest befreien wollte. Die Pest schüttelt sich vor Ekel, wenn mein Name ausgesprochen wird, und sie spricht ihn eben darum nicht aus. Tatsächlich ist es nun sogar gelungen, die sittliche Entrüstung über ein Individuum, das ethische Tendenzen vorgaukelt und sich nicht entblödet, diese auch einem größeren Publikum vermitteln zu wollen — über den bekannten »Anhang« hinaus, der ja nicht ernst zu nehmen ist —, tatsächlich ist es gelungen, die sittliche Entrüstung über dieses Schulbeispiel von Wasserprediger und Weintrinker auf ein gerichtliches Forum zu übertragen, wenngleich nur erster Instanz. (Die zweite könnte sich sogar dafür interessieren, ob dem Herrn Reinhardt eine kritische Wandlung des Herrn Kerr zum Bewußtsein kommen mochte und ob ihm nicht wenigstens der Unterschied zwischen einem Hinauswurf aus dem Parkett und einer Verbrüderung auf dem Podium aufgefallen sei.) Ich wollte aber nicht etwa sagen, daß dieses Schauspiel einer auf mich reagierenden Würdewelt der erste Treffer meiner Offenbach—Renaissance sei, wiewohl man das wirklich glauben könnte. Ich wollte nicht von jener vollkommenen Pervertierung aller logischen und moralischen Begriffe reden, die durch jeden Zusammenstoß zwischen mir und der Welt entsteht, und offenbar schon durch mein bloßes Dasein: denn wie wäre es sonst etwa möglich, daß die Neue Freie Presse, die ich doch nicht vor Gericht gestellt habe, kürzlich ganz von selbst den Satz schreibt: was brauche man überhaupt eine Preßgesetzreform, es genüge ein einziger Paragraph, der ganz einfach zu lauten hätte: »Du sollst nicht lügen <sup>1</sup>!« Also wenn solche Dinge geschehen können — und es ist gewiß das Unbezahlbarste, was die Neue Freie Presse jemals eingeschaltet hat —, dürfte die Welt auf kein' Fall mehr lang lang lang stehen, selbst wenn Schober ihre Erhaltung verbürgt, indem er demissioniert und pflichtgemäß ausharrt. Nämlich unser, mein Bundeskanzler, welcher jetzt wirklich keinen Feind mehr hat außer mir (der ihn aber auch schon für eine österreichische Notwendigkeit hält), und welcher es so weit bringen konnte, weil er als Polizeipräsident das Hurenhaus des Lippowitz als das letzte in Wien toleriert hat, wofür ihm dieser den Heimwehrgedanken stärkte. Aber selbst dies sei hier nicht als Erfolg der Offenbach—Renaissance gedacht, wiewohl es doch bereits im Milieu der Briganten spielt. Vielmehr wollte ich zeigen, wie eben bei der Offenbach—Renaissance meine Reklamesucht in Erscheinung trat. Ist es schon bezeichnend für mich, daß ich jetzt, wo eine Berliner Bühne ernste Miene macht, »Pariser Leben« zu erneuern, ausgerechnet mit meinen Kunstprinzipien daherkommen muß, so zeigt der Fall, den ich darstellen will und der mein Eingreifen in Münchner Verhältnisse betrifft, wie es mir immer nur darum zu tun ist, meine künstlerischen Ansprüche in den Vordergrund zu rücken und für wichtiger zu halten als reelle Geschäfte, die zwischen Theaterunternehmern und Zeitungsleuten getätigt werden. An einer Reihe von Dokumenten wird sich das aufzeigen lassen und zum Schluß an einer musikalischen Beweisführung eigenster Art. Der Sachverhalt baut sich auf dem Faktum auf, daß in den Münchner Kammerspielen — deren Einladung zu Vorträgen ich damals aus gekränkter Eitelkeit abgelehnt habe — ein Schandwerk unter dem Titel »Pariser Luft«, eine »leichte Angelegenheit«, nach Offenbach verjazzt von Salomon und angeblich nach Meilhac und Halévy bearbeitet von Peter Scher, zur Aufführung gelangte, wogegen ich an Ort und Stelle durch einen Vortrag des unvergleichlichen Originals protestiert habe, zu Ehren Offenbachs, wie ich aus Reklamesucht auf einem Plakat vermerken

1 Bei dieser Stelle — der der alttestamentarische Tonfall erhalten war — bogen sich die Balken des Saals. [KK]

ließ. Nun ist es ja schon eine alte Erfahrung, daß überall dort, wo sich die Betriebswelt der schönen Künste, durch Schaden unbelehrt, irgendwie mit mir einlassen will, unfehlbar entweder eine Schweinerei oder eine Dummheit herauskommt. Aber wenn der Partner sich schon damit zufrieden geben möchte, so bin ich es, der Aufhebens davon macht. Man wird auch aus dieser Übertreibung einer leichten Angelegenheit wieder einmal ersehen, daß ich nur kleine Themen habe. Und wenn dieses Motiv zugleich mit Eitelkeit, Reklamesucht, Niederreißen, zum Kadi gehn usw. zur Evidenz gelangt, so fällt mir noch ein, daß ich den Tadlern für alle künftigen Fälle ein Pauschalverfahren empfehlen könnte. Sie sollen sich einfach auf keine Detaillierung mehr einlassen, sondern jedesmal getrost sagen: »Was ich gegen den Kraus einzuwenden habe, ist, daß ich ein Trottel bin«. Das dürfte doch alles erklären. Und wozu sich immer den Kopf zerbrechen, wenn ja doch nichts herauskommt.

(An dieses Vorwort schloß sich »Die Schändung von 'Pariser Leben'« nach einem Hinweis darauf, daß mein Brief an Th. Th. Heine, der die Reihe der Dokumente eröffnete, wie üblich vom Verlag der Fackel unterzeichnet sei, »da ich alles mache, nur persönlich nicht hervortreten kann«.)

\*

Vor »Literatur«:

Da ich vor dem sogenannten Anhang spreche, so brauche ich die Voraussetzungen der Parodie, die das Vorwort enthält, nicht zu reproduzieren. Für den Fall, daß auch Publikum im Saal wäre, bringe ich die dem Anhang bekannte Gegenüberstellung der zwei Seelen, die in einer Brust wohnen können. Mein berühmter Kollege Franz Werfel entdeckte mich im Jahre 1913 und legte damals das folgende Bekenntnis ab, das er später ablegte:

(1913)

Ich hatte in diesem mystischen Erlebnis die namenlose Persönlichkeit des Wortes erfahren. — — Am Morgen weckte mich ein Brief von Karl Kraus, in dem er mir mitteilt, daß er meine von einem Freunde (ohne mein Wissen) eingesandten Gedichte in der Fackel zu drucken beabsichtigt.

Ein Jahr später sah ich Kraus von Angesicht zu Angesicht und erkannte alle Schauer dieses Lebens im Leib, in ihm jene Traumerscheinung.  
— —

Trotzdem wurde aus mir nichts Rechtes, die Stunde, die unverrückbar den seinigen Planeten an den meinigen band, war nur eine schwache Stunde, ein Augenblick, zu dem ich mit Werfel sagen wollte: Verweile doch usw. Der Planet war ein richtiggehender Wandelstern und nach sieben Jahren, 1920, ließ mich der Dichter in seinem »Spiegelmensch« das Folgende sprechen:

(1920)

»Was soll ich nun in den nächsten Tagen der Beschäftigungslosigkeit beginnen? Halt! Ich will unter die Propheten gehn, natürlich unter die größeren Propheten! — Das Erste ist, ich gründe ... eine Zeitschrift und nenne sie: Die Leuchte? Nein? Der Kerzenstumpf? Nein! Die Fackel? Ja! — — Ich will den Stadtklatsch zu einem kosmischen Ereignis machen — — Ich will mit Kalauer und Pathos so trefflich jonglieren, daß jeder, der bei der einen Zeile konstatiert, ich sei ein spaßiger De-

Ich habe gestern einige Seiten Philosophisches über Karl Kraus geschrieben.

Ich sende es Ihnen nicht — es ist ohnmächtig!

Ohnmächtig gegen das Ereignis mit dem unerklärlich dieser Mann in mein Leben trat.

Denn hinter allem Essayistischen, das ich über Karl Kraus schreiben könnte, stünde gebieterisch und unverrückbar die Stunde, die meinen Planeten an den seinen bindet.

nunziant und Fürzefänger, bei der nächsten zugeben muß, daß ich doch der leibhaftige Jesaja bin ... Mein leider allzu abhängiger Charakter hat ein großes Talent auch zum *akustischen Spiegel*.

Kurz und gut, weil ich zwar den Menschen *aus* den Augen, doch nicht *in* die Augen sehen kann, will ich ihnen lieber gleich in den Hintern schauen, ob dort ihr Ethos in Ordnung ist — — «

Gesagt, getan und ich fand, daß es nicht in Ordnung sei. So entstand »Literatur«.

\*

Improvisation im Unruh—Gespräch der beiden Mänaden, anknüpfend an Moabit und an Kerrs Selbstbekenntnis zum »Fall Lampel«, nach der Stelle: » — — Also etwa Thomas Mann!« »Mein Mann ist Heinrich. Das heißt, schon auch nicht mehr«.

*Erste*

Mann ist Mann.

*Zweite*

Also Brecht?

*Erste*

Nein, eher Kerr.

*Zweite*

Hör mir auf, das ist doch ein Pazifist!

*Erste*

Wieso? Weil, weil, weil er den Mord gekannt hat, ist er ein Friedensmensch geworden. Weil, weil, weil er bei Scherl war, ist er zu Mosse gegangen. Na, wir Künstler sind alle so. Was willst du haben, Dostojewski—Natur! Weil, weil, weil er früher gegen Reinhardt war, ist er jetzt —

*Zweite*

*Davon ist mir nichts, nichts, nichts bekannt.* Das könnt' ich beiden!

*Erste*

*Man wird doch da sehn.* Er soll in Unruh sein.

[*Zweite*

Unruh hat aus dem furchtbaren Kriegserleben das erschütternde, Erleben einer Weltrevolution geballt — —]

27. November:

Zur Beseitigung eines möglichen Mißverständnisses sei erklärt, daß die Apotheose des Schlusses von »Wolkenkuckucksheim« wie das wiederholt anklingende Motiv der Republikbejahung allerdings dem republikanischen Ge-

danken gilt, doch natürlich nur als dem unmittelbar erlebten Protest gegen ein in Blut und Kot ersticktes monarchisches Wesen. Keineswegs könnte es irgendeiner dieser republikanischen Wirklichkeiten gelten, die zunächst den Kot geerbt und gemehrt haben und bei deren Betrachtung keine Herzenssaite in mir mitschwingt. Im Gegenteil erkenne ich mit konsternierender Klarheit den kulturellen Vorzug eines gesalbten Trottel vor dem nunmehrigen Beherrscher der mitteleuropäischen Freiheit, dem Schweinkerl, dem Schwarz—Drucker, und empfinde die Knechtschaft, in der dieser Auswurf alle Menschheit gebannt hält (und insbesondere deren Kulturträger und Kunstleister), als eine Prostitution, mit der verglichen die Ergebung vor Königsthronen Männerstolz war. Schon die Feigheit dieser republikanischen Theaterwelt, die, über dramatische Not klagend, an einem republikanischen Weihefestspiel vorübergegangen ist, schon die Erbärmlichkeit pazifistischer Verbände, denen jeder Leitartikelschmus wichtiger ist als ein dramatisches Friedensgedicht — schon ein Blick auf dieses geistige Bild zeigt, wie notwendig es ist, die Sache der Freiheit abzusondern von deren ehrloser Repräsentanz, also das zu tun, was die Analphabeten jeder republikanischen Couleur so gern den Trennungsstrich ziehen nennen. Denn das nie genug abwendbare Schicksal eines Frontsoldaten bleibt ein ungleich beträchtlicheres Martyrium als der Inhalt der Affäre Dreyfus, mit der die verlogenste aller Bourgeoisien, die mitteleuropäische, von ihren einheimischen Gewalttaten abgelenkt hat und noch nach dreißig Jahren durch ein dramatisches Plakat sich die Gloriole ihrer Gerechtigkeit herausfetzen möchte. Ich könnte natürlich mit dem feinsten Stilgefühl nicht entscheiden, was an dem Unternehmen von Herzog und was von Rehfisch ist; wie käme ich auch dazu? Ich stelle an das Theater zwar Forderungen der Zeit, aber auch des Geistes; weshalb ich es höchstens zu Premieren bringe. Aber ich weiß, daß der alte Liebknecht den wahren revolutionären Mut gegen seine Partei bekundet hat, als er in der jungen Fackel dem Versuch eines lügenhaften Liberalismus und Journalismus entgegentrat, durch ein Manöver der Humanität von den Opfern der einheimischen Justiz abzulenken. Wollte man aber auch den Fall Dreyfus endgültig als das Symbol aller Märtyrerschaft gelten lassen, durch dessen bloße Berufung man sich schon jegliches Alibi ergattert — nie könnte man doch über das Leid hinwegsehen, das der Kerr ausstehen hat.

So war es *doch, doch, doch*

ruft er. Zolas Kampf gegen die Gewalt erinnert ihn an das — wörtlich — :

was *unsereins* hernach mitten im Krieg den »elendesten Rückfall, den Vortrab der Spät—Entafften« *schwarz auf weiß* gerufen hat.

In den Tumult nämlich! Schwarz auf weiß; wenngleich nicht bei Scherl, wo es noch Dresche und Senge gab. »Hernach mitten im Krieg« ist gut. Mitten im Krieg hernach: ist noch besser. Im Weltkrieg, sagt er, wo nicht bloß »ein elsässischer Jud', sondern eine Menschheit Opfer wurde politisierender Kasten«. Und klammert noch ein:

(Zivile gehörten reichlich dazu.)

Er meint natürlich die Kriegsdichter. Unsägliches Leid der Reue, Selbstqual ohnegleichen treibt ihn immer wieder an den Ort der Tat. Ich kann das nicht länger mitansehen. Ich werde bald mit einem Vorschlag hervortreten, wie er endgültig sein Gewissen entlasten kann. Er soll mir aber diese Wohltat durch keine einstweilige Verfügung stören! Wenn er mir folgen wird — so schwer es ihm auch zunächst ankommen mag —, so wird er bald in der Lage sein, jenes ganze Unheil, Schuld und Lüge der Kriegswelt, deren Gedenken ihn heute bedrückt, gleich mir aus der *Vogelperspektive* zu betrachten.



*Nachtrag.* Eine nach Berlin zugereiste und nun dort maßgebende Persönlichkeit, anno Dreyfus noch in Unkenntnis des Alphabets, das sie heute mißbraucht, hat sich zu der aufgeführten »Affäre« des Ausspruches erdreistet:

*Wäre ich Kommunist, so würde ich mir die Gelegenheit nicht ent-  
wischen lassen, die schändliche, zweideutige Haltung der damali-  
gen Sozialdemokratie zu zeichnen. Die deutsche Partei setzte sich  
zwar soso Iala für das bürgerliche Opfer der Militärjustiz ein; aber  
sie erlaubte gleichzeitig ihrem hervorragendsten Mitglied, dem al-  
ten Liebknecht, in Wien gegen Dreyfus zu hetzen — er tat es wohl  
aus Angst, als Jude zu dem kapitalistischen »jüdischen. Syndikat«  
der Dreyfusards gerechnet zu werden, und hat sich damit vor der  
Weltgeschichte als der mittelmäßige Kopf, der er war, legitimiert.*

Kommunist ist er natürlich nicht, weil er überhaupt nichts ist. Aber wer Kom-  
munist ist, sollte sich die Gelegenheit »nicht entwischen lassen«, die von je-  
nem empfohlene Methode, Polemiken mit Attentaten zu beantworten, immer-  
hin in Form einer leichten parodistischen Andeutung zu praktizieren, damit er  
doch erfahre, wer er ist und wer der alte Liebknecht war. Wenn die Haltung  
der damaligen Sozialdemokratie »schändlich« war, so war sie es eher deshalb,  
weil sie mit dem Börsenliberalismus gemeinsame Sache machte. »Erlaubt«  
hat sie ihrem alten Führer nichts und gewiß nicht, »in Wien zu hetzen«, son-  
dern ihm auf dem Dresdner Parteitag — zusammen mit den Wiener Genossen  
— die Mitarbeit an der Fackel verübelt, denn die Vertretung der Ansicht, daß  
uns die heimischen Justizverbrechen — wie der Fall Ziethen — weit mehr an-  
gehen, war ihr durchaus nicht erwünscht. Daß aber Setzer, also Proletarier —  
nebst der Infamie der Unterschiebung von »Angst« als Motiv eines Kampfes  
— die Version drucken, der alte Liebknecht sei ein Preßjud gewesen, und  
nicht vorziehen, das Manuskript zu zerreißen, ist wohl eine starke Berliner  
Möglichkeit, die nur noch die Hoffnung zuläßt, daß der dortige literarische  
»Linksradikalismus« es doch einmal für richtiger halte, das Andenken der  
Liebknechts zu wahren als Tinterlinteressen, die er heute zu konzedieren  
pflegt. Mit wem der Historiker den alten Liebknecht verwechselt, wird kaum  
eruiert sein; aber vielleicht glaubt er wirklich, daß die Genossen Singer,  
Bernstein und Braun, die wohl niemand verdächtigt hätte, jenem erlaubt ha-  
ben, sein durchschaubares Pseudonym für Löwy durch antisemitische Propa-  
ganda zu decken. Wilhelm Liebknecht, der sich offenbar zeitlebens gefürchtet  
hatte, als Israelit agnosziert zu werden, und aus dieser Furcht heraus knapp  
vor seinem Tode die Gelegenheit, eine gerechte Sache zu verraten, als Alibi  
ergriff; der nicht davor zurückschrak, »in Wien« als Antidreyfusard zu hetzen,  
auf die Gefahr hin, sich vor der Weltgeschichte als mittelmäßiger Kopf und so-  
gar vor der Literaturbörse als Gesinnungslump zu legitimieren — dieser Lieb-  
knecht hat freilich zwei Jahre seines Lebens und antiwilhelminischen Wirkens  
in der Festung und vier Monate im Gefängnis zugebracht, lange bevor der  
Filminteressent, der »in Berlin« kritisieren darf, das Licht dieser literarischen  
Welt erblickte. Wenn man in Berlin den Mut haben sollte, die Stelle, wo dem  
feigen Liebknecht Unterschlupf gewährt wurde, näher zu bezeichnen, so wird  
man in Wien den, vorläufig ungewichtigen, Namen der Persönlichkeit nennen,  
die, je nachdem, Entscheidungen fällt oder verschiebt und zwischen sämtli-  
chen kurulischen Stühlen sich schnell und scheu hin und herbewegt — so daß  
es schwer ist, sich die Gelegenheit nicht entwischen zu lassen —, den heroi-  
schen Namen, den ich neulich erschüttert in dem Bekenntnis eines »Ringenden«  
gefunden habe:

(Man *mißverstehe* hier nicht *meine Stellung zu Willy Haas*. Ich glaube, (von einer anderen Perspektive betrachtet) ihm ist der *Löwenanteil am Emporkommen* unserer Generation zuzuschreiben. Er scheint mir der geborene Helfer und Förderer der *Ringenden* zu sein. Hilfs— und Entdeckungsaktionen *startete er schon, als er noch beim Filmkurier war* und die Filmatmosphäre »literaturfähig« machte. *Komme mir auch niemand auf den Gedanken, ich rechne Haas zu dem Typ der »Ummauerten«, der »Unnahbaren«.*

I wo! Aber denkt man bei diesem Ringenden nicht an das Gespräch der beiden Bacchanten in »Literatur«?

» — — Ich bin durch Kierkegaard hindurchgegangen, aber jetzt korrespondiere ich mit Haas, ob ich mich auf den Weg begeben soll, der wahrscheinlich doch zur Erlösung führt ... «

Jedenfalls kann man nur schlicht sagen: Haste Generation, was da emporgekommen ist!

---

29. November:

Bedauerlicher Weise bin ich zu einer Aufklärung gezwungen; denn unfehlbar muß es doch fehlgehen, wenn ich mit einem der bestehenden Kunstbetriebe, und sei es auch nur der Lokalität, in Berührung komme. Ich war er sucht worden, in einem größeren Raum zwei Vorlesungen abzuhalten, deren materieller Ertrag bedürftigen Schauspielern zugutekommen soll (und durch die zweite — Gogols »Revisor« — wohl auch der künstlerische Gewinn den zuhörenden Schauspielern). Das Kabarett der Komiker, dessen Saal diesen wohl tätigen Zwecken freundlich dargeboten wurde, hat nun zum ersten Vortrag vorsorglich, aber versehentlich eine Einladung an seine Freunde und Stammgäste ausgesandt, von der ich nichts wußte, nichts ahnen konnte und die mit den Worten beginnt:

*Euer Hochwohlgeboren!*  
*5 Jahre Kabarett der Komiker*  
*Karl Kraus—Vorlesung am Sonntag, den 1. Dezember*

*Anläßlich des 5jährigen Bestehens unseres Hauses veranstalten wir am Sonntag, den 1. Dezember eine Vorlesung von Karl Kraus (aus eigenen Schriften), deren gesamtes Erträgnis einem wohltätigen Zweck zufließt.*

*Wir freuen uns ungemein, den Freunden und Stammgästen unseres Hauses den Besuch der Vorlesung des hervorragenden Polemikers und Meisters der deutschen Sprache ermöglichen zu können. — — Wir würden uns sehr freuen, Sie an diesem Tage in unserem Hause begrüßen zu dürfen und zeichnen*

— —

Dieser Einladung, von der ich nachträglich erfahren habe, ist das folgende Schreiben — an die gleichen Adressen — auf dem Fuße gefolgt:

Ew. Hochwohlgeboren!

Wir haben Ihnen vor einigen Tagen eine Einladung zur Vorlesung K. K., die Sonntag, den 1. Dezember im Kabarett der Komiker stattfindet, übersandt. In diesem Schreiben war ein Zusammenhang zwischen der Vorlesung und der Fünfjahrfeier des Kabarets der Komiker hergestellt.

*Dieser Zusammenhang besteht nicht.*

Die Leitung des Kabarets der Komiker hat lediglich das Haus für die Vorlesung, deren Gesamtertrag K. K. für notleidende Schauspieler bestimmt hat, zur Verfügung gestellt.

— —

So anerkennenswert diese Mitwirkung an einem wohltätigen Zweck ist, so wenig wäre es doch vorstellbar, daß dafür polemische Qualitäten und Beziehungen zur deutschen Sprache dem Kabarett der Komiker zur Verfügung gestellt werden und daß sich dessen fünfjähriger Bestand in Einem mit dem dreißigjährigen Bestand der Fackel feiern ließe. Es wäre im Zeitmaß inkommensurabel.

\*

Zu »Pariser Leben« ist unter Hinweis auf die im Programm behandelte leichte Angelegenheit, die ein Schwerverbrechen bedeutet, noch zu vermerken, daß der Schwachsinn die Replik hatte, auch ich hätte doch Offenbach modernisiert und zwar durch Zusatzstrophen. Es ist ein Vorwurf gegen Offenbach. Die Möglichkeit und Notwendigkeit der Zusatzstrophen ergibt sich aus dem Wesen des Couplets, das, aus dem Dialog hervorbrechend, zur Aktualität berechtigt und zum Ersatz einer veralteten Aktualität verpflichtet. Ganz wie auch der Dialog die Stellen enthält, an denen jeweiliger Zeitinhalt improvisiert werden kann und soll. Diese Stellen zu finden ist Aufgabe des Theatergefühls. Den größten Spielraum haben mir da die »Briganten« gewährt, den geringsten — weil es schon als Gegenwartsoperette erschaffen ist — »Pariser Leben«. Was überall zu tun blieb, war sprachliche Auffüllung ohne Antastung der Szene. Das Resultat meiner textlichen Arbeit hat nirgendwo künstlerischen Selbstbestand, der über den Funktionswert für den musikalischen Zweck hinausreichte; und dürfte ihn nicht haben. Wertvoll wäre nur ein Veranschaulichen der Sprachleistung durch einen Vergleich der alten Übersetzungen (Hopp, Treumann, Genee und Pohl) mit meinen sogenannten Erneuerungen, deren Vorzug es ist, durchaus wie alt zu erscheinen. Eingriffe wie die Entfernung von Figuren aus einer Handlung, die immer mit dem musikalischen Element verbunden bleibt, Versetzung von Musik — wie etwa, daß das groteske Duo zwischen Gondremark und Pauline zu einem Liebessang zwischen Gardefeu und Baronin werden könnte — sind durchaus abzulehnen<sup>1</sup>. In »Pariser Leben« waren manche morschen Äste des alten Lustspiels zu beseitigen und durch den Wegfall von Motivierung das Operettenhafte zu verstärken. Was meine Strophen betrifft, so gehören sie natürlich nur mir und dem eigenen Vortrag und sind für den Schauspieler unbrauchbar, welchem andere, auf anderm Niveau der Zeitkritik, gefunden werden müssen. Alle Bearbeitung, die über diesen Zusatz und über die sprachliche Restaurierung hinausgeht, Handlungsänderung oder Milieuwechsel, ist Unfug und Verbrechen an der Musik. Derlei läßt sich mit dem Walzerkomponisten Johann Strauß, niemals mit dem Dramatiker Offenbach versuchen. Die echte Operette kann nicht veralten. Sie davor zu bewahren, ist Sache des Schauspielers, dem aus

1 Diese Warnung an die im Saal anwesenden Vorbereiter des Berliner Unfugs ward immerhin befolgt. [KK]

den ältesten Situationen neues Leben blüht. Wo man Ruinen vermutet, wird erst der eingebaute Komfort sie dazu machen.

---

1. Dezember:

Gegenüber dem gigantischen Wachstum des Übels der Presse und insbesondere angesichts des Grades der Verkommenheit und Verbürgerlichung, den die sozialdemokratische Presse erreicht hat, ziemt es sich wieder einmal, etwas aus der Rede zu sprechen, die von Lassalle im Jahre 1863 gegen die Presse gehalten wurde. Er war der Prophet des Untergangs der Welt durch schwarze Magie, wenngleich er diese nur in der äußeren Korruption wirkend erkannte. Doch sein Fluch in eine vergleichsweise harmlose und ehrenhafte Epoche ist uns erfüllt: uns, den vom vollendeten Mechanismus Überwältigten, uns, die die täglichen Raubzüge in die Phantasie, die tägliche Entehrung der Sprache, die tägliche Prostitution der Grundbegriffe des sittlichen und geistigen Daseins, mit der schauernden Ahnung erleben, daß bald keine Lichtreklame dieses Metiers instande sein wird, von dem Grauen abzulenken in den öden Fensterhöhlen des Lebens, und daß der Stillstand Europas durch seine Presse bevorsteht, den der andere Prophet, Kierkegaard, vorausgesagt hat.

\*

Nach der Stelle der gesprochenen Notiz zu den »Webern« (S. 45 {Seite 49 in dieser Ausgabe}): » — — den Ehrenpreis des 'Lippowitzrings' in Empfang nimmt« die Worte:

und wie ich glaube, am heutigen Tage.

*Nachtrag.* Es geschah um halb ein Uhr: wie sich später herausstellte in derselben Minute, in der die Worte gesprochen wurden und die Ehrung durch den Vortrag ihren Anfang nahm. Ja, solche Kontraste gibt's nur an der Front. Das Auditorium, Schmach und Ehrung empfindend, gab dem Zwiespalt unvergleichlichen Ausdruck: durch gellende Pfuirufe bei der Mitteilung, daß der betörte Dichter den Lippowitzring in Empfang nimmt, durch herzlichen Beifall für das anschließende Bekenntnis zu seiner dichterischen Jugend. Hätte Gerhart Hauptmann im Besitz des Ringes es miterlebt, er hätte ihn von sich getan wie der alte Hilse den verdächtigen Löffel.

\*

Zum Schober—Lied:

Die Musik setzt sich zusammen aus den Motiven »Üb' immer Treu' und Redlichkeit« und Radetzkymarsch. Der erste Vortrag seit der Bundeskanzlerschaft. Wozu — zur Vermeidung eines Mißverständnisses, das sich an die Berliner Gelegenheit knüpfen könnte — zu bemerken ist, daß ich soeben auch in Wien Herrn Schober Strophen, und neue, gewidmet habe.

\*

Von allen späteren Antikriegsprodukten — einschließlich der Schöpfung Alfred Kerrs — hat mir keines einen so starken Eindruck hinterlassen wie die »Trommlerin«, Text und Musik von Friedrich Hollaender, in der ergreifenden szenischen Gestaltung durch Blandine Ebinger aus einer Revue hervorstechend: würdiger, von Bühnen übernommen zu werden als ein verhunztes »Pariser Leben«, wichtiger zur Frontabschreckung als die Propaganda für Quark und Remarque. Die Szene stellt eine Schießbude dar. Nach anderen Typen tritt die Trommlerin hervor und spricht ihren Part wie folgt: — —

4. Dezember:

Beginn wie am 21. November bis zu der Steile. »Darum haben die Literaten den Erfolg der 'Unüberwindlichen' als einen Erfolg bei den Literaten zu erklären und zu verkleinern gewußt.« Dann:

Allen voran der Herr Tucholsky, eine fünfdeutige Erscheinung des Berliner Geisteslebens. Aber da ist ihm etwas passiert, worauf mich ein Leser aufmerksam macht:

'Die Weltbühne', Seite 739:

Unsere Korruption sieht anders aus; unsere Journalisten haben andere Fehler und andere Untugenden, hierzulande sind die Leute billiger und schwerer zu bestechen, beeinflußt wird hier, nicht gezahlt — — hier knistert kein Schein und kein Scheck ... Nein, hier gibt es wohl keine Bekessys.

'Die Weltbühne', Seite 731:

Sie wundern sich, lieber Raucher, daß Sie über diese Dinge so wenig erfahren? Ich nicht, denn ich weiß, daß das Reklamebudget der Zigarettenindustrie viele viele Millionen beträgt und daß man der Pressekritik mit Inseraten den Mund stopfen kann. Und unbequeme Fachorgane? Es genügen zwanzigtausend Mark, um ein oppositionelles Fachblatt umschwenken zu lassen. — —  
*Starker Tabak, nicht wahr?*

Und das in ein und demselben Heft. Lediglich durch sieben Seiten Text und *durch vier Seiten Inserate* voneinander getrennt.

Also »Die Unüberwindlichen« — so etwas könnte ein richtiggehendes Theaterpublikum, das nicht bloß aus »Anhang« besteht, gar nicht kapieren. Aber selbst wenn die Voraussetzungen der Korruption hier wirklich nicht vorhanden wären, es bliebe doch ein Humbug, den Erfolg der »Unüberwindlichen« als die Konsequenz einer Eingeweihtheit von Fackellesern darzustellen. Der Herr Panter weiß natürlich so gut wie es die Herren Tiger, Hauser, Wrobel, ja selbst Herr Tucholsky wissen, daß unter jenem Publikum der Volksbühne—Matinee sicher mehr als tausend waren, die dem Abenteuer zwischen den Welten Barkassy und Wacker gespannt folgten, ohne zu ahnen, welche lebende Personen dargestellt waren. Was da versucht wird, ist nichts anderes als die *journalistische Instrumentierung der Gewalttat*, die politische Halbschlächtigkeit an dem Drama verübt hat. *Vergleicht man dieses Schicksal der neuen Zeitsatire mit dem des »Revisor«, so wird man wohl des Kulturabstands gewahr zwischen einer geistigen Toleranz, wie sie der düsterste Zarismus ermöglicht hat, und der kostümierten Gewalttätigkeit sogenannter Republiken, die hinter dem Dekor der neuen Ideale ausschließlich der Freiheit des Büttels emporgeholfen haben.* Und der offizielle Büttel ist ein Kinderspott verglichen mit dem heimlichen, als den sich ihm der Freisinn frei zur Verfügung stellt, wenn es gilt, das dramatische Abbild eben dieser Versippung unwirksam zu machen. Natürlich, sogenannte Kunstgenossenschaften und Antizensurverbände rücken aus, der Apparat der Gesinnungsproteste kommt in Tätigkeit, wenn es der Polizei mangels anderer Verbrecher gelingt, die des Herrn Bruckner dingfest zu machen. Aber eine sozialistische Volksbühne besorgt die Abwürgung, die der Polizei genehm ist, im übertragenen Wirkungskreis und ist, *unterstützt durch das Schweigen selbst jener öffentlichen Meinung, die ihr hundert Aufführungen der »Unüberwindlichen« förmlich aufge-*

*tragen hat*, heilfroh, die Machthaber und Würdenträger darüber beruhigen zu können, daß einmal weniger als hundertmal, aber auch weniger als keinmal ist und daß es nie wieder vorkommen wird! Herr Schober brauchte gar nicht auf jenen »Knopf« zu drücken, den ihm ein freisinniger, aber ahnungsloser Engel fast in die Hand gedrückt hatte — nein, eine Proletarierbühne hat ihm durch die Entfernung seines Konterfeis mehr Freude bereitet, als Schmerz durch die flüchtige Ausstellung. Indem sich so der Ring der Unüberwindlichen, noch die scheinbaren Helfer aufnehmend, um mich schließt, wird, durch den Akt einer Binnenzensur, evident, wie an jedem Betriebsunfall, der mich betrifft, auch noch die ganze Lüge eines »Linksradikalismus« zuschanden wird, der seine Sache durch angeborne Feigheit weit mehr kompromittiert, als der Gegner die seine durch angeborne Dummheit. Die wahre Zeitsatire wäre ohne solches Nachspiel ihrer Unterdrückung im übertragenen Wirkungskreise unvollständig. Ich hoffe, sie wird eben dieser Ergänzung ihre Aktualität verdanken. Gogols »Revisor«, auf der Bahn der Wirkung nie aufgehalten von der getroffenen Macht oder deren Liebedienern, ist noch heute in einem Maße aktuell, daß ich ausdrücklich versichern muß: Alles, was aus den russischen Verhältnissen von annodazumal auf die preußischen Dinge von heute zu reflektieren scheint, alles, was korrupten Würdenträgern buchstäblich auf den Pelz rückt, ist wirklich von Gogol und kein Wort von mir improvisiert! Nichts fehlt hier, was heute vorhanden ist; und der kleine Unterschied, daß damals 60 Meter Tuch nicht à 1 Mark genommen wurden, sondern gratis, wird hoffentlich so wenig in Betracht kommen wie 1 Meter Tucholsky zu 60 Pfennig.

*Nachtrag.* In jener Darlegung, daß in Berlin nicht gezahlt, sondern nur beeinflußt werde, stand die unbezahlbare Illustration:

wenn einer von uns Geld nähme, verfiere er einfach der Lächerlichkeit; hier ist es gar nicht pikant, bestochen zu sein — es ist nur dumm. *Hier lassen sie sich zum Abendbrot einladen, wenn sie dreimal durch Dahlem getrudelt sind, sind sie nicht mehr dieselben — hier arrangieren sie ihre Buchbesprechungen: »Für die Literarische Welt fehlt mir noch einer, im Tageblatt schreibt Langer, in der Voß Sochaczewer ... Stefan Zweig ... Ich werde es mit Pantern versuchen ... «*

Welcher noch die Beschwerde vorbringt, daß, »wenn die französischen Preseschieber zum Schluß eine Villa haben«, sie sich in Berlin »aus dem Ertrag ihrer jahrelangen Gefälligkeiten ein Weekend machen können«. Wiewohl Panters Gewandtheit nicht ganz klar ausdrücken konnte, ob er die Versucher oder die Versuchten, arrangierende Verleger oder eingeladene Kritiker sprechen läßt — er hat natürlich recht und namentlich für die Literarische Welt wird sich schon einer finden, da ist mir nicht bange. In Berlin, sagt der Kenner, knistert kein Scheck, sondern es gilt bloß die Parole: »Lobst du meinen Juden, lob ich deinen Juden«. Das mag natürlich für die Literaturkritik genügen, aber wie Herr Tucholsky dem gleichen Heft seines Blattes entnehmen kann, knistert auch in Berlin der Scheck ziemlich hörbar. Es wäre zwar sonst bloß der feuilletonistische Humbug — die Methode, das Angenehme mit dem Nützlichen, die Pointe mit der Petite zu verbinden —: wenn die kleinen Schweinereien eben dieses Literaturtypus schalkhaft fatiirt werden, um die großen Verlegerchancen zu decken und die Korruption der Wirtschaftskritik unsichtbar zu machen, die natürlich in Berlin so gut zuhause ist wie überall, wo die Lumperei der Tat die Lumperei des Worts zu fürchten hat. Aber der Herr Tucholsky, der sich ganz gut auskennt, will ja nur der Volksbühne — der es mit Pantern

gelungen zu sein scheint — das Argument von der Ungemäßheit der »Unüberwindlichen« für Berlin zubereiten helfen. »Nein, hier gibt es wohl keine Bekessys«. Selbst wenn es wahr und erheblich wäre, bliebe doch noch immer die trostlose Erkenntnis, was es alles dort wirklich gibt: Bekessys geistigen Nachwuchs, der es im Handumdrehn fertig kriegt, geistige Sachverhalte umzubiegen. Denn so dumm kann doch diese Kritik nicht sein, selber zu glauben, daß der Inhalt der »Unüberwindlichen« Entrüstung über journalistische Käuflichkeit sei und nicht vielmehr ein Gelächter über die Hörigkeit der Autorität und die Hinfälligkeit aller Realität vor dem entehrten Wort.

---

## Weltspiegel

In der Beilage des Berliner Tageblatts stand es so:

Dies ist sein Lieblingsbild:



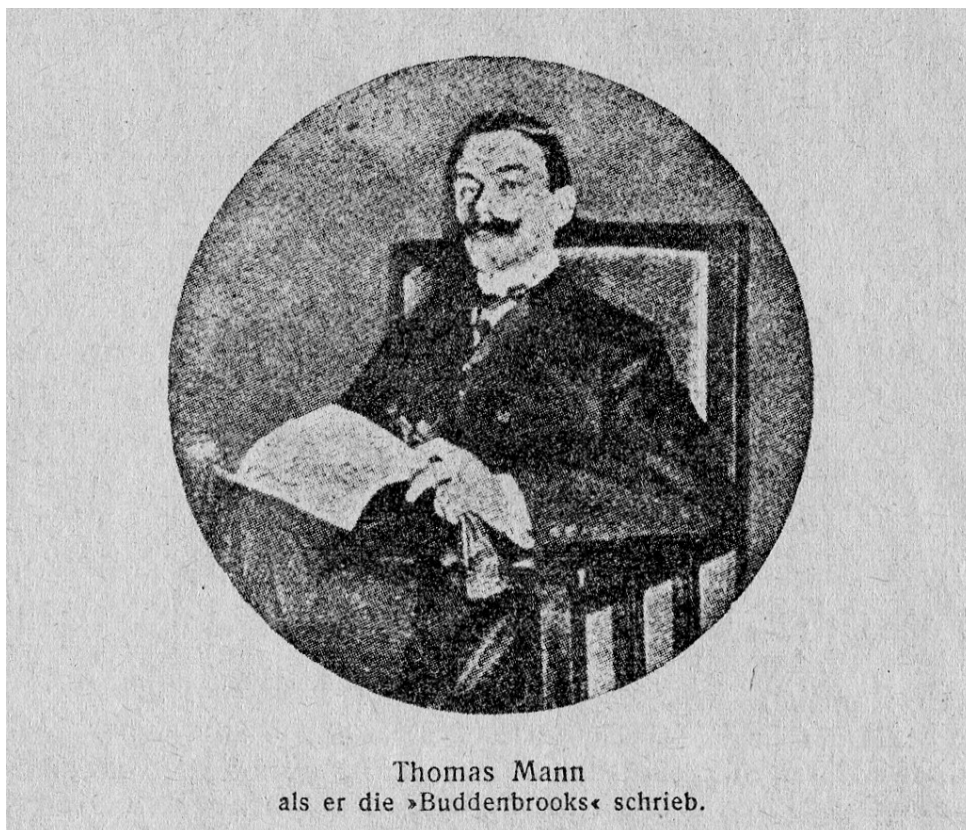
Wir baten Thomas Mann, den neuen Träger des Nobelpreises für Literatur, uns die Photographie von sich zu schicken, die er für die gelungenste hält. Er sandte uns das oben veröffentlichte Bild

Thomas Mann wurde um die Übersendung seines besten Bildes gebeten. Er schickt eine *schlichte* Amateuraufnahme, von unbekannter Hand hergestellt. »*Es erinnert mich an das Meer, darum habe ich es gern.*« So ist dieser Dichter. Im Dienst des reinen Geistes und in der Bemühung um die *geistige* Durchdringung des Geistigen bei *geschliffenstem Stil* im Grunde immer *unpathetisch*. Das Pathos seiner hohen und redlich erarbeiteten Gedanken er-

fährt immer eine *Dämpfung* und *Realisierung* durch eine *gütige Ironie*, die die menschlichen Grenzen sieht ...

Wie das zu dem kommt und warum es ihn an das Meer erinnert, ahnt man nicht. Gleich daneben ist eine Sturmmöve fotografiert, die auf den ersten Blick an das Meer erinnert. Sie wirkt wahrlich eher im Dienst des reinen Geistes als der Unpathetiker, der dem Schmock das ihm Gemäße liefert. Aber so ist dieser Dichter. Und weil die Assoziationen so locker sitzen, kann einem auch einfallen, was mein Falsacappá <sup>1</sup> sagt:

So ist meine Tochter! Während andere Töchter sich mit Tand betätigen, stört sie für ihren Vater die öffentliche Sicherheit.  
Eigentlich aber umgekehrt: Während andere Autoren die öffentliche Sicherheit stören, ist Herr Thomas Mann brav und erinnert sich an Meer und Mosse. Wie anders wirkt er gleich daneben auf uns ein:



Genau so sah er dabei aus. Es ist ja bereits gesichert, daß ich den Nobelpreis nicht erhalte. Aber es ist schade, weil ich dadurch um die Gelegenheit komme, den 'Weltspiegel' zu bedienen. Und was hätte ich erst für eine gütige Ironie, die die menschlichen Grenzen sieht! — Graust diesen Zeitführern nicht endlich bei dem Bewußtsein, den niedrigsten Bedürfnissen der Zeit gehorsamen zu müssen? Teilzuhaben an der Prostitution, zu der die Presse alle Menschheit zwingt? Einbezogen zu sein in den Dunst— und Gunstkreis, worin Komödianten und Diplomaten zittern? Graust ihnen vor gar nichts?

\*

1 Der Räuberhauptmann aus »Die Briganten«, s. Heft 800 # 05





„Die Woche“

Frh. v. Gutenberg

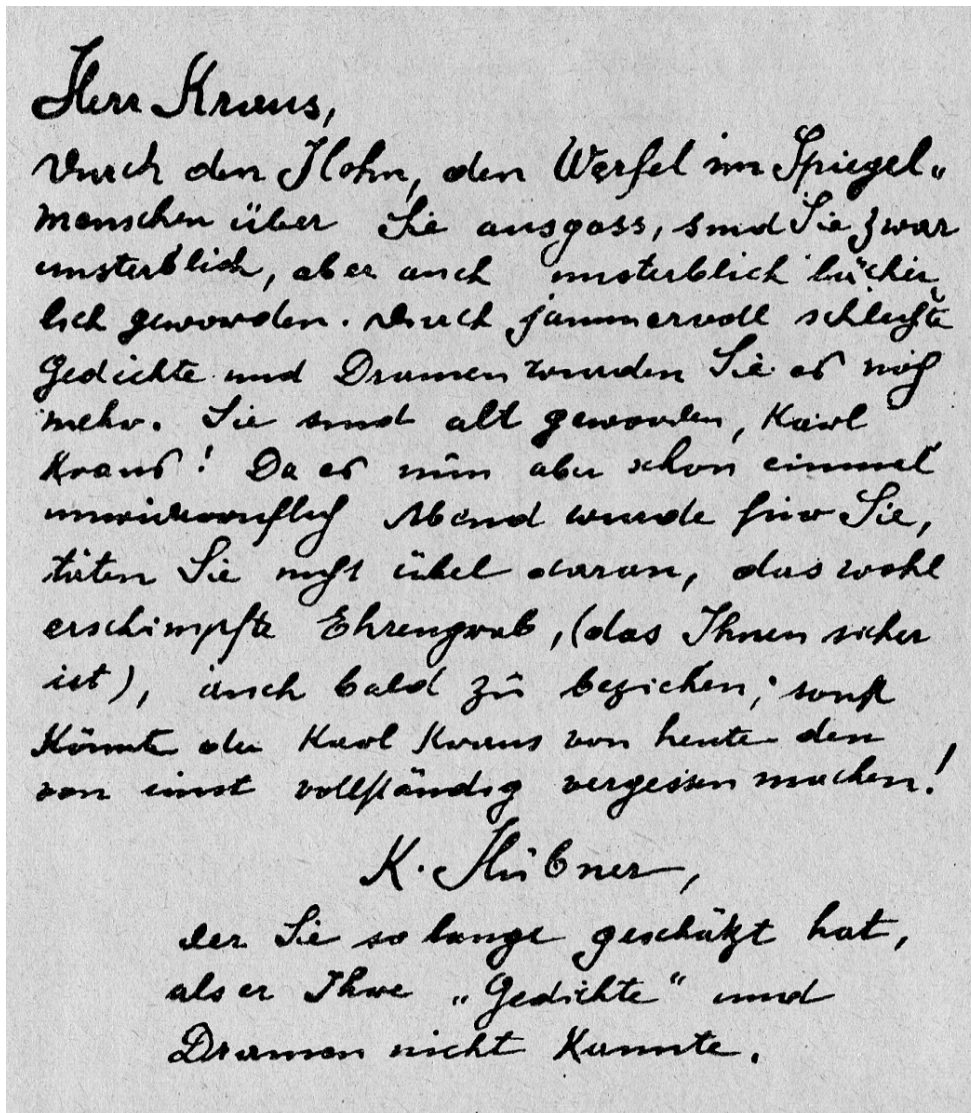
Vera Schwarz und Richard  
Tauber auf der Probe zu  
Lehárs neuer Operette »Das  
Land des Lächelns« im  
Berliner Metropoltheater

---

## Barbara oder ...

Man wird wohl nicht leugnen können, daß ich in jenem Vorwort zu »Literatur« nichts unterdrückt habe, was Herr Werfel gegen mich auf dem Herzen hat. Wer — von der Ausschöpfung seiner Persönlichkeit durch das Werk abgesehen — nur die Wirkung des Vorworts im Berliner Saal miterlebt hat, hätte nicht weitergelacht, wenn man ihn zu der Entscheidung aufgerufen hätte, ob es dem Herrn Werfel gelungen sei, mich durch die zitierte Stelle lächerlich zu machen, oder mir: durch die bloße Wiederholung dessen, was er gegen mich hat, ihn unsterblich. Der Unterschied, nicht wahr, ist doch, daß ich allezeit »Spiegelmensch« vorlesen könnte, er aber nie »Literatur«! Doch gerade

in den Tagen, da ich in Berlin dem Herrn Werfel das Wort über mich erteilte, traf in Wien die folgende Karte ein:



Ihre Kraus,  
Durch den Hohn, den Werfel im Spiegel-  
menschen über Sie ausgoß, sind Sie zwar  
unsterblich, aber auch unsterblich lächer-  
lich geworden. Durch jammervoll schlechte  
Gedichte und Dramen wurden Sie es noch  
mehr. Sie sind alt geworden, Karl  
Kraus! Da es nun aber schon einmal  
unwiderruflich Abend wurde für Sie,  
täten Sie nicht übel daran, das wohl  
erschimpfte Ehrengrab, (das Ihnen sicher  
ist), auch bald zu beziehen; sonst  
könnte der Karl Kraus von heute den  
von einst vollständig vergessen machen!

K. Hübner,  
der Sie so lange geschätzt hat,  
als er Ihre „Gedichte“ und  
Dramen nicht kannte.

Schon aus dem mir mitgeteilten Inhalt <sup>1</sup> erkannte ich — aus dem Werfel—Motiv; später aus der erinnerten Handschrift, dann aus dem Vergleich — : daß der Schreiber identisch mit dem Verfasser der in Nr. 806 — 809 abgedruckten Karte ist <sup>2</sup>, die nun gleichfalls als Original wiedergegeben sei.

[Nächste und übernächste Seite, Entschlüsselung am Ende des Aufsatzes]

1 Herr Kraus,  
durch den Hohn, den Werfel im Spiegelmenschen über Sie ausgoß. Sind Sie zwar unsterblich, aber auch unsterblich lächerlich geworden. Durch jammervoll schlechte Gedichte und Dramen wurden Sie es noch mehr. Sie sind alt geworden, Karl Kraus! Da es nun aber schon einmal unwiderruflich Abend wurde für Sie, täten Sie nicht übel daran, das wohl erschimpfte Ehrengrab, (das Ihnen sicher ist), auch bald zu beziehen; sonst könnte der Karl Kraus von heute den von einst vollständig vergessen machen!

K. Hübner  
der Sie so lange geschätzt hat,  
als er Ihre „Gedichte“ und  
Dramen nicht kannte.

2 Seite 44 in meiner Ausgabe

Wertes Herr,

Ein Mann, der seit seiner Fehde mit  
Werfel für jeden zum Gelächter geworden  
ist; ein Mann, der Worte in Versen  
und Dramen schrieb, daß Gymnasia  
astenproduktion daneben Qualität  
zeigt; ein Mann, der Freund verachte,  
weil er nicht begriff; ein Mann, den  
der rechte Werfel ~~allwissend~~ hohle Stiefel,  
Zehnenheit demonstrierte, der Mann über  
den heute jeder lacht, selbst von denen, die  
ihn früher pflügten, der Mann täte besser  
daran, seine läppischen Berichtigungen zu  
unterlassen, da Werke, die für den Akt  
geeignet sind, nicht mit literarischem  
Ambition hervortreten dürften.

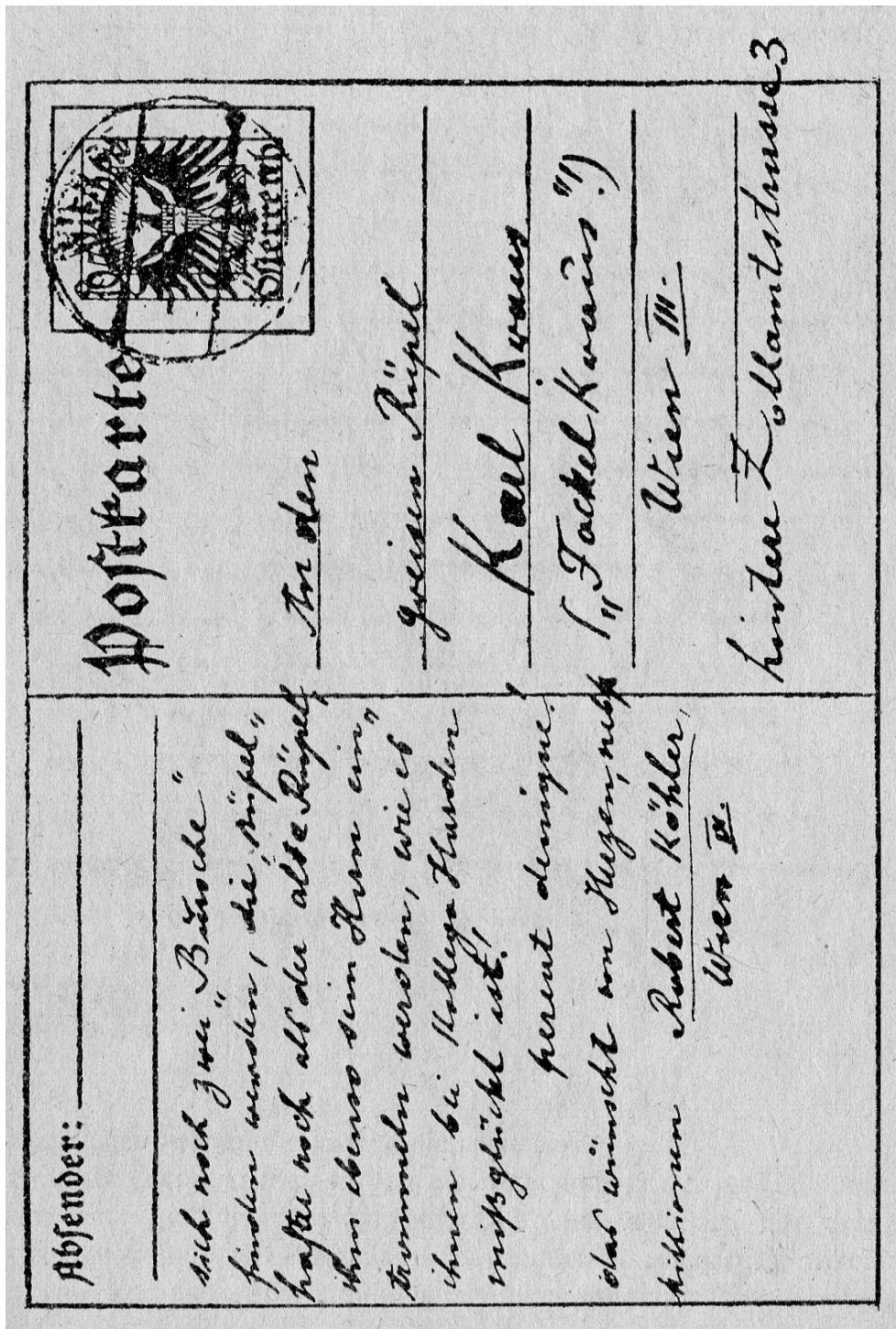
Bedauerlich ist mir, daß der greise  
Rüpel Kwant Hardens Schicksal nicht geteilt  
hat, bedauerlich mir, daß dem Hon Begon,  
Benin noch immer ein Finger frei liegt, mit  
dem er sich herum zu kratzen sieht.

Hoffen wir aber dennoch, daß

Es besteht kein Zweifel, daß das Motiv nationalistischer Bestialität nur ange-  
maßt war — wie käme das Hakenkreuz zu psychoanalytischen oder welt-  
freundlichen Sorgen — und der Ausgangspunkt im Kreise des intellektuellen  
Mißwuchses zu suchen. Es dürfte diesmal — im Gegensatz zu dem reinen Tro-  
glodytenfall — nicht allzuschwer werden, den Finderlohn zu gewinnen. Nicht  
unmöglich, daß sich der Werfelfreund einmal durch eine Äußerung verrät.  
Mindestens wird die Furcht, erwischt zu werden, dem Schurken das Glück  
der Verborgtheit stören und ihn davon abhalten, eine dritte Schriftprobe zu  
liefern.

Was nun den Dichter selbst anlangt, der solchen Bekenner hat, so trifft  
die Erinnerung an die magische Operette gerade in die Hochkonjunktur des  
Weltruhms, der einerseits mit dem Schöpfer von *la donna è mobile*<sup>1</sup>, ander-  
seits mit dem Roman »Barbara oder die Frömmigkeit« (nicht zu verwechseln

1 »O wie so trügerisch sind Weiberherzen«, eine Arie aus Verdis »Rigoletto«



mit »Die schwere Stunde der Barbara Niedergesäß«) erworben wird. Wenn aber die deutsche Literatur nicht von Kujonen und Analphabeten geführt würde und ein talentierter Preßliebbling nicht unter allen Umständen des Apparats der Förderung sicher wäre, so würde kein Concordiabalzac kreiert werden, sondern es wäre — bloß nach dem einen Kapitel, das ich von dieser »Barbara« zu mir genommen habe — sowohl in Ansehung der moralischen Unbedenklichkeit wie der Talentlosigkeit, mit der Privatgeschichten abgeklatscht werden, der Herr Werfel mit nassen Fetzen aus dem Olymp gejagt. Aus dem intellektuellen Minus, das hier die Hemmung ausgeschaltet hat, ein schöpferisches Plus zu machen, wird der Sippe nicht gelingen, die Literaturehren verleiht und die Typisierung der Träger unüberwindlicher Staatskorruption als »Schlüsseldrama« in Verruf erklärt. Es handelt sich um einen jener seltenen

Fälle in der Literatur, wo wirklich alles, was nicht durch Beziehung zum Zsolnay—Verlag verhindert ist, literarische Zimmerreinheit zu erstreben, zusammenstehen müßte: nicht zum Schutze der attackierten Personen und eines Milieus, dessen Stellung zum bürgerlichen Ehrbegriff wie immer abgeschätzt werde, sondern als Hut einer Publizität, die solcher Verfügung über Privatlebensdinge zu verschließen ist und einer Libertinage nicht zugänglich zu machen, die unter dem Vorwand der Sittenschilderung parasitär von der Wehrlosigkeit der Libertinage lebt. Der noch entwicklungsfähige Herr Werfel hat unstrittig das literaturgeschichtliche Verdienst, die Lyrik der mischpochalen Dinge entdeckt zu haben; die Belletristik der Familienangelegenheiten bedeutet eine neue Etappe. Es bleibt nur abzuwarten, ob das Mitleid, das ihn mit sich selbst erfaßt, wenn er an dem Leid aller Kreatur teilnimmt, nicht auch in Gestalt der Reue an ihn herantreten wird über die Unbill, die er ihr selber zufügt, wenn ihn das Bedürfnis treibt, den Büchermarkt mit einem Schlüsseldrama zu versorgen. Daß zu den Anklagefakten, vor denen der metaphysisch orientierte Allerweltsfreund Gerichtstag über sich zu halten pflegt, auch einmal etwas wie Schmutz und Schund gehören würde, wird sich vielleicht selbst der Verehrer, der mir nach dem Leben trachtet, nicht geträumt haben. Was mich persönlich aber noch weit mehr als die moralische Pleite fesselt, durch die ein Welterfolg zu erringen ist, das ist das Deutsch des poeta laureatus, an dem das Ohr der Zeitgenossenschaft nicht Anstoß nimmt und von dem mir auf wenigen Seiten die folgenden Proben begegnet sind:

... die geringen Dosen aber genügten nicht, *zumal* alle Jüngerinnen dem gleichen Laster ergeben waren.

Wo hier der Fehler ist, das weiß bekanntlich sogar die Neue Freie Presse.

Sie *schreckten* gewiß auch vor verbrecherischen Plänen nicht zurück

aber vor der richtigen Form »schraken«.

Ein paarmal bot Gebhart auch Ferdinand von dem gefährlichen Schnupftabak an. *Er* wirkte aber nicht als eine Steigerung der Lebens— und Geisteskräfte wie bei den anderen, sondern nur als ein blöder Kopfschmerz. *Seine* Natur schützte ihn.

Schulbeispiel: Epaminondas hatte nur einen Rock, und wenn er geputzt wurde, konnte er nicht ausgehen.

Derselbe Mensch aber konnte seine Stube *nicht genug voll Leute haben ...*

So dürfte derselbe Mensch im Leben sprechen, aber im Druck sollte er maßvoller sein.

*Wieso* sich hinter dem Rücken des unerbittlichen Architekten zwei Fossilien des verfemten älteren Geschmacks hier eingeschlichen hatten ..., das war nicht *näher festzustellen*.

»Wieso kommt es«, daß man so schreibt, wie man spricht?

In Heddas *Bibliothek*, wo man sich dann *niederließ*, wurde ein Cocktail *herumgereicht*.

Nicht so klar ergibt sich hier der Sinn:

Beide gehörten zur andern Welt, zum *Reich der Ordnung*, das Aschermanns Günstlingin für sich zu gewinnen trachtete, wenn *es* sie auch immer wieder in den Dunst des Cafés zurücktrieb.

Trachtete es sie oder sie es zu gewinnen? Trieb es sie zurück oder es? Umso plastischer ist leider das folgende:

... ein kriegsinvalides Offizier, der schon im ersten serbischen Feldzug *ein Bein verloren* hatte. So langsam und *abgehackt* er sich auf seiner Prothese bewegte, sprach er auch.

Werfel ist ein Baller. Er beschreibt Straßenarbeiten; man blickt in eine Tiefe, wo Fackellicht aufscheint:

Ein Abenteuertraum stieg aus dem *flammentanzenden Loch* zu ihm.

Mit einem Federstrich zeichnet er Gestalten:

Der Abgeordnete lächelte seine *harrenden Hände* an, die er jetzt über dem Bauch gefaltet hielt. Dann erhob er seine gleichgültige und wohltönende *Stimme*, die in ihrer selbstsicheren Nervenruhe *einem Menschen glich, der einen gefährlichen Straßenübergang zu wildbewegter Stunde ruhig wie eine Gartenpromenade überquert*.

Das wird doch zwingend sein. (Von launiger Beobachtungsgabe zeugt auch der Kommentar zu der Entgleisung »Fludium«, die Herr Aschermann widerfährt.) Aber die stärkste Seite des Dichters ist doch die grammatikalische:

*Ohne daß* ein Mann zum Beispiel aus innerster (gleichgeschlechtlicher) Einfühlung nachempfand, weshalb er als Mann geliebt werde, blieb er roh und ungefüge.

Lasset uns ein wenig Sprachlehre treiben. Die Welt des Begriffes »ohne« enthält mehr Geheimnisse, als sich sämtliche Mitglieder einer preußischen Dichterkademie träumen lassen, in welche nur Leute aufgenommen werden, die keiner Beziehung zur Sprache verdächtig sind und sich auch sonst über ihr Metier wenig Gedanken machen. Unser Dichter drückt so ziemlich das Gegenteil von dem aus, was er sagen wollte. Er wollte sagen: Wenn ein Mann nicht gleichgeschlechtlich empfindet, bleibt er roh. Er verwechselt *sine* und *si non*. »Ohne« als solches enthält freilich jene beiden Möglichkeiten, zwischen denen annähernd die Spannweite besteht wie zwischen »wiewohl (nicht)« und »weil (nicht)«. Es geht also: Ohne gleichgeschlechtliches Empfinden bleibt der Mann roh. Mit der Auflösung in den Infinitiv — ohne gleichgeschlechtlich zu empfinden, bleibt der Mann roh — hapert es schon. Ganz unmöglich: Ohne daß er ... Da kommt ungefähr das Gegenteil des Sinnes heraus, nämlich die Anschauung jener, die gleichgeschlechtliches Empfinden für ein Minus halten. Eben ein solcher könnte sagen: Ohne daß einer gleichgeschlechtlich empfindet, ist er roh. Nämlich: wiewohl er nicht homosexuell ist, welche Eigenschaft doch allein schon für Rohheit spricht. Unser Dichter will aber sagen: Weil er (oder wenn er) nicht homosexuell ist, bleibt er roh. »Ohne« bezeichnet sowohl eine Bedingung wie eine Ausschließung. Nur im zweiten Begriff ist das Auflösen möglich. Ohne Presse wäre er nicht berühmt. Da kann ich keineswegs verwandeln: Ohne daß er die Presse hätte, wäre er nicht berühmt. Sondern nur: Wenn er die Presse nicht hätte, wäre er nicht berühmt. Das andere hieße: Er braucht gar nicht die Presse zum Unberühmtsein, er ist es sowieso. Dagegen: Ich bin berühmt ohne Presse. Da kann ich verwandeln: Ich bin berühmt, ohne die Presse zu haben, oder: ohne daß ich sie habe. Also wiewohl. (Freilich hier auch: weil.) Ohne es noch deutlicher machen zu müssen, lasse ich gegenüber so kleinlichen Ausstellungen, die doch am Weltruhm nichts ändern können, den Einwand des Dichters zu: Ohne daß Sie die ganze Barbara gelesen haben, können Sie nicht wissen, daß sie ein Kunstwerk ist. Ich repliziere aber: Ohne mehr als dieses eine Kapitel gelesen zu haben, weiß ich, daß sie ein Schund ist. (In diesem einen ist sie auch Schmutz.)

[ Brief auf Seite 91:

Werter Herr,

Ein Mann, der seit seiner Fehde mit Werfel für jeden zum Gelächter geworden ist; ein Mann, der »Worte in Versen« und Dramen schrieb, daß Gymnasiastenproduktion daneben Qualität zeigt; ein Mann, der Freud verlachte, weil er nicht begriff; ein Mann, den der Dichter Werfel all seine hohle Aufgeblasenheit demonstrierte, der Mann, über den heute jeder lacht, selbst von denen, die ihn früher schätzten, der Mann täte besser daran, seine läppischen »Berichtigungen« zu unterlassen, die Werke, die für den Abtritt geeignet sind, nicht mit literarischer Ambition hervortreten dürften.

Bedauerlich ist nur, daß der greise Rüpel Kraus Hardens Schicksal nicht geteilt hat, bedauerlich nur, daß dem schon Begrabenen noch immer ein Finger frei liegt, mit dem er sich heraus zu kratzen sucht.

Hoffen wir aber dennoch, daß

Postkarte

An den  
greisen Rüpel  
Karl Kraus  
(„Fackel Kraus“)  
Wien III.  
hintere Zollamtsstrasse 3

sich noch zwei »Bursche« finden werden, rüpelhafter noch als der alte Rüpel, ihm ebenso sein Hirn eintrommeln werden, wie es ihnen bei Kollegen Harden mißglückt ist!

Fereat demigne!

Das wünscht von Herzen, nebst Millionen

Robert Köhler

Wien IV

---

## Ein Zwischenfall

In der Vorlesung vom 1. Dezember hat sich ein eigenartiger Zwischenfall zugetragen, von dem der folgende Briefwechsel handelt:

Berlin, 2. Dezember

Sehr verehrter Herr Kraus! Obgleich ich wohl weiß, daß Sie von privaten Zuschriften nicht sehr begeistert und wenig geneigt sind, dieselben zu beantworten, bitte ich Sie höfl., in diesem Falle von der Regel abzuweichen und auf die Fragen eines Ihrer Anhänger einzugehen. Es handelt sich um Ihre Vorlesung am 1. Dezbr. 1929, vormittags im Kabarett der Komiker, der ich, wie manchem Ihrer Abende, beiwohnte. Es war nach einer Glosse, die sich an eine Zeitungsmeldung über die Verweigerung der Einreiseerlaubnis nach Amerika an Toller knüpfte, als *Holitscher* sich erhob, um

festzustellen, daß diese Zeitungsmeldung eine Fälschung sei. Es war ihm jedoch nicht möglich, gegen das Gejohle Ihrer Anhänger sich Gehör zu schaffen, das *Sie* ihm mit einer kurzen Bewegung und wenigen Worten hätten schaffen können. Warum begingen Sie diesen taktischen Fehler und taten es nicht? Ist es eines Wahrheitsfanatikers, wie Sie es doch nicht nur sein wollen, sondern auch sind, unwürdig zu sagen: Gut, es mag sein, daß ich mich durch eine Zeitungsmeldung täuschen ließ, meine Folgerungen, die ich daran schloß, sind also hinfällig! Hatten Sie dann nicht viel größer dagestanden, hätten Sie so nicht viel mehr der Wahrheit gedient? Mir und manchen anderen, die Ihnen ungeheuer viel zu verdanken haben und denen Sie erlebnisreiche Stunden schenken, wollte Ihre Stellungnahme nicht richtig erscheinen, und wenn ich mir auch bewußt bin, daß meine Bitte vielleicht etwas anmaßend ist, so wäre ich Ihnen doch dankbar, wenn Sie mir mit einigen Worten Aufklärung über Ihr Verhalten oder die Hintergründe geben würden, ich würde dann freier wieder zu Ihnen stehen (obgleich Ihnen an meiner kleinen Person wenig liegen würde). In tiefster Hochachtung Ihr ergebener

— —

Nachschrift eines Verwandten:

In der Fackel vom Juni 1928 lese ich eben, mit welchem Vertrauen Hildegard Scheller zu Ihnen kam. Ich bin erfreut darüber. Wir alle, mein ganzer Freundeskreis, wissen, daß Sie allein in dem kulturellen Absturz unserer Zeit einen Damm darstellen. Sie sind die Erscheinung, die unseren Blick bannt und uns zeigt, wie wir zu gehen haben. Sie sind ein Symbol der unantastbaren Wahrhaftigkeit und des Rechtsgefühls. Sollten Sie Veranlassung haben, sich in ein falsches Licht zu setzen und aus Freude am Glossieren eine Richtstellung unterdrücken? In aufrichtiger Hochschätzung

— —

Wien, 14. Dezember

Sehr geehrte Herren!

Die so freundliche Gesinnung, die aus Ihrer Zuschrift spricht, wollen wir durchaus und mit Dank anerkennen. Sie macht es uns schwer, den Versuch, Herrn K. zur Rede zu stellen, Ihnen als eine Ungebühr klar zu machen, die sich dem Versuch jenes Herrn anreihet, die Rede dort zu führen, wo es ihm nicht zusteht. Denn daß in einer Vorlesung die Herr K. hält, die Forderung einer »Redefreiheit« für irgendjemand ändern erhoben werden könnte, für wen immer, der da gerade eine andere Meinung hat oder ein besseres Wissen zu haben glaubt oder eine tatsächliche Berichtigung für einen dritten vornehmen will, ist einfach absurd. Sie hätten, bevor Sie sich einen »Anhänger« nannten, um sich von den »johlenden Anhängern« abzusondern, sich fragen sollen, ob diese das Problem des Falles, ob sie das Wesen der Glosse und des Vortrags nicht spontan richtiger, theaterpublikumsmäßiger erfaßt haben, und den Zweifel in sich selbst austragen müssen, ehe Sie Herrn K. wegen des »falschen Lichtes« interpellierten, an dem vielleicht ja doch die falsche Optik des Betrachters schuld sein könnte. Nur die Gutgläubigkeit, der Ihr Schritt zuzuschreiben ist, bestimmt uns, Ihnen wenigstens diese Aufklärung zu geben. Eine Verant-



wortung vor dem einzelnen Hörer oder Leser ist ebenso unmöglich wie eine besondere Darlegung des vollkommenen Mißverständnisses, in dem die Postulanten der »Redefreiheit« befangen sind, und eine Belehrung darüber, daß die Glosse von der »Unwahrheit« einer Meldung unberührt bleibt, weil dieses völlig belanglose Element der Tatsächlichkeit dem innern Sachverhalt vollauf entspricht: daß der Herr Toller sowohl hinreichend oft seinen Kommunismus verleugnet wie seinen Mangel an Geist bekundet hat. Ihre Frage, ob es eines »Wahrheitsfanatikers« nicht »würdig« gewesen wäre, zu bekennen, daß er »sich durch eine Zeitungsmeldung täuschen ließ«, ist einfach aus dem Grunde zu verneinen, weil er sich durch gar nichts täuschen ließ und am wenigsten durch das Gehaben des Herrn Toller. Wenn dieser an der Meldung etwas zu berichtigen hatte, so hätte er es längst dort tun sollen, wo die Meldung erschienen ist; aber Sie können versichert sein, daß auch der Herausgeber der Fackel, (dem zuzutrauen, daß es ihm um die Weitergabe der *Meldung* zu tun war, schon ein starkes Nichtverständnis für Satire beweist) ohneweiters bereit gewesen wäre, der Richtigstellung Raum zu geben, ohne freilich zu verschweigen, daß sie nicht das geringste an dem Bestand der Glosse zu ändern vermochte. Doch daß ein beliebiger Interessenvertreter des Herrn Toller — selbst wenn es nicht jener gutmütige Mann wäre, von dem es heißt, daß er sich mit Vorliebe auf Podien, wo er nichts zu suchen hat, betätigt —; daß einer auf dem Podium des Herrn K. auftauchen dürfte, einfach aus dem Grund, weil im »Kabarett der Komiker« eine Treppe vorhanden ist —: das werden Sie doch im Ernst nicht glauben. Das einzige Problem, das es hier gibt, ist eben das der Beschaffenheit eines Saales, der die Wirkung zersprengt, künstlerische Darstellung zu einem Meinungshandel erniedrigt und dem einzelnen im Auditorium jenen erstaunlichen Mangel an Lampenfieber verleiht, der ihm erlaubt, »das Wort zu ergreifen«. Wenn Ihnen der Vortragende als das »Symbol der unantastbaren Wahrhaftigkeit und des Rechtsgefühls« erscheint, dann hätten Sie sich doch bemühen sollen, sein Verhalten mit diesem ihrem Glauben in Übereinstimmung zu bringen und sich zu fragen, ob Sie gut tun, sich von der Mehrzahl der »Anhänger« abzuheben, die mit natürlichem Instinkt nicht in diesem Verhalten, sondern in dem Gebrüll für »Redefreiheit« die Störung erblickt haben. Sie würden sich wohl ohneweiters in die Reihe solcher Anhänger zurückbegeben, die das Gebrüll mit Recht niedergejohlt haben, wenn Sie sich vorzustellen beliebten, daß es einem im Saal anwesenden Offizier einfallen könnte, während des Vortrags einer Szene aus den »Letzten Tagen der Menschheit« die Erklärung abzugeben, die Szene hätte sich nicht so, sondern anders abgespielt.

Wir haben Ihnen gern diese Aufklärung erteilt, weil das Verlangen nach ihr dem Sie ehrenden Wunsche entspringt, »wieder freier zu Herrn K. zu stehen«. Wir hoffen, Ihnen dies ermöglicht zu haben. Es wäre doch bedauerlich, wenn die Bindung an den von Ihnen erlebten und bekannten Glauben schwächer wäre als die Verführung durch die Phrase jener »Redefreiheit«, die etliche politische Hohlköpfe im Saal propagiert haben, welche es glücklich zuwege brachten, die satirische Sphäre zu verblöden und nachwirkend

noch die Wirkung der folgenden Glosse zu veröden. Jenem »Recht« und jener »Wahrheit«, auf deren Postulat viel zu spät mit dem Hinauswurf reagiert wurde, ist in einem Saal, in dem eine Vorlesung und keine Versammlung abgehalten wird, nichts als die Ordnungsgewalt entgegenzusetzen, und der Ruf der albernen Hörerin, die den Hinauswerfer »kleener Zörgiebel« titulierte hat, war auf der Stelle durch einen *Saalmussolini* zu beantworten — wie wohl die Entfernung weiblicher Radaumacher ja bekanntlich auch ein Berliner Problem ist.

Mit dem Ausdruck vorzüglicher Hochachtung

— —

Dann traf der folgende Brief ein, der sich dem Datum nach wohl nur auf das Erscheinen, nicht auf den Vortrag der Glosse bezieht:

Ernst Toller  
New York City  
Hotel Mayflower

New York, 4, Dezember

Sehr geehrter Herr Kraus!

Ich bitte Sie, mir die Möglichkeit einer Berichtigung zu geben.

Die im Oktober—Heft der 'Fackel' zitierten Sätze habe ich nicht gesagt. Ich habe im Gegenteil den Einwanderungsbeamten erklärt, daß ich radikaler Sozialist bin, obwohl ich heute keiner politischen Partei angehöre. Früher sei ich Mitglied der Unabhängigen Sozialistischen Partei gewesen. Der Internationale Arbeiter—Verband habe mich eingeladen nach Amerika zu kommen, um dort vor deutschen Arbeitern zu sprechen.

Es wird Sie, der die Methoden von Reportern kennt, nicht verwundern zu hören, daß ein Korrespondenzbüro die zitterten Sätze veröffentlichte, bevor ich sie gesprochen haben konnte, nämlich 12 Stunden vor meiner Vernehmung durch die Einwanderungsbehörden.

Ich habe im Oktober in der New Yorker Volkszeitung eine Berichtigung veröffentlicht.

In vorzüglicher Hochachtung

Ernst Toller

Wenn Herr Toller gefragt wurde, ob er Kommunist sei, so wäre die Erklärung, daß er radikaler Sozialist sei, gerade nicht das »Gegenteil« zu der Behauptung des Telegramms, er habe gesagt, er sei kein Kommunist; und gewiß nicht, wenn dazu die Versicherung kam, daß er heute keiner politischen Partei angehöre. Mir, der stets in dieser Lage war, würde eine solche Erklärung den Einlaß wohl nicht sichern. Ohne Zweifel hatte Herr Toller das Recht auf Berichtigung des Wortlauts und er hätte nicht unterlassen sollen, sie auch in der bürgerlichen Presse der Heimat, deren Mitarbeiter er ist, vorzunehmen. Er hat natürlich auch recht mit der Vermutung, daß ich die Methoden von Reportern kenne. Aber dazu ist erstens zu sagen, daß die Intuition eines Reporters, der 12 Stunden vor der Vernehmung des Herrn Toller eine so glaubhafte und nur äußerlich abweichende Version liefert, für eine künstlerische Berufung spricht, von der bessere Arbeiten als die des Herrn Toller zu erwarten sind. (Vielleicht hat man es auch bloß mit einer Fixigkeit zu tun, die vor der Vernehmung sich mit Herrn Toller ins Vernehmen gesetzt oder irgendwie das Bekenntnis erlangt hat, das er 12 Stunden später in anderem Wortlaut zu Proto-

koll gab. Eine solche Weltgröße ist dieser Passagier ja nicht, daß der Reporter ohne jede Verbindung sich eine Nachricht, die er als erster haben wollte, einfach erfunden hätte; etwas Information wird da schon im Spiel gewesen sein.) Ist also die Geschichte nicht ganz koscher, so ist zweitens prinzipiell zu sagen, daß ich zwar die Kenntnis der journalistischen Methoden mit Herrn Toller teile, aber nicht die Sphäre, der eben diese zugehören.

Darüber nun, daß die Glosse von der Korrektur des tatsächlichen Anlasses unberührt bleibt, wäre grundsätzlich Aufschluß in einer Rede erteilt worden, die den veröffentlichten Briefwechsel überflüssig gemacht hätte. Es war geplant, den Vorfall von seiner theaterproblematischen Seite am 4. Dezember zu betrachten, doch erschien es — vor einem nicht völlig eingeweihten Publikum — angebrachter, das Vorwort zum »Revisor« dem Schicksal der eigenen Zeitsatire zu widmen. Im andern Fall hätte sich die hier folgende Erörterung an die Stelle geknüpft .

— — der alte und immer noch faule Einwand gegen das Sprachwerk der Glosse — als gelänge es mir nicht, mit der Erscheinung Saltens auf dem Anstand und Großmanns auf dem Anstandsort auch jene zu erschüttern, die dabei zum erstenmal erfahren, daß es die beiden gibt!

Freilich gerade dies, unvergeßlich den Hörern des Schwechten—Saals und darum von Ihnen wiederbegehrt, ist mir kürzlich ausnahmsweise nicht gelungen und darüber bin ich jenen, die der Wiederholung beigewohnt haben, eine Erklärung schuldig, die aber auch die anderen, namentlich das heutige Schauspielerspublikum, interessieren sollte. Ein lehrreicher Zwischenfall, der in die Wirkung eintrat, hat die Vergeistigung des Stoffes, die das Wesen der Glosse ausmacht, verhindert, die Verstofflichung des Geistes bewirkt: die Reduzierung der Glosse auf den zufälligen Anlaß. Die Art mancher Vortragsräume fördert solchen letalen Ausgang. Anders wäre das Nachspiel zu einer Satire, das Mitspiel von Hörern nicht zu erklären. Sie war von dem Anlaß einer telegraphischen Meldung bezogen, daß Herr Ernst Toller Schwierigkeiten bei der Landung in Amerika hatte und daß diese behoben wurden, nachdem er erklärt hatte, er sei kein Kommunist, die Jugend ziehe sich überall den Verdacht radikaler Gesinnung zu, wenn sie Geist besitze. Die angeknüpfte Glosse besteht nun in der Fiktion, daß die Einwanderungsbehörde den positiv behaupteten Sachverhalt überprüft habe und auch in diesem Punkt zu einem beruhigenden Ergebnis gekommen sei, so daß der Landung nichts im Wege stand. Ob die Meldung der »Tel.—Union«, nach der Herr Toller versichert hat, daß er zwar kein Kommunist sei, aber Geist besitze, auf Wahrheit beruht oder nicht, war und ist für die Möglichkeit der Glosse völlig unerheblich. Selbst der bewußte Zweifel an der Wahrheit der Meldung hätte das nun einmal gesetzte Element der publizistischen Realität von der Satire nicht befreit, wofern nur die innere Wahrheit dem Wesen der Gestalt, die sie trifft, nicht widersprach. Zu vermuten, daß ich die Absicht hatte, das Telegramm als Meldung weiterzugeben; wäre schon eine ausbündige Dummheit. Zur Glosse taugt sie, denn diese trotz auch der mir zuzutrauenden Erkenntnis, daß jedes im Zeitungsdruck erscheinende Wort eine Lüge oder eine Entstellung ist. Ist das vorliegende dergleichen, so ist zu bemerken, daß Herr Toller die Meldung nicht berichtet, jedenfalls nicht dort berichtet hat, wo es ihm auf die Meinungsbildung ankommen muß. Die Glosse wird aber nicht durch das Telegramm, sondern durch die Möglichkeit fundiert, die sein Inhalt gewährt, indem doch die Gestalt, von der es handelt, tatsächlich bei weitem weniger Zusammenhänge mit Marx auf-

weist als mit Mosse und indem doch Herr Ernst Toller nicht einmal Bedenken getragen hat, sein politisches Leidenserlebnis, das einem stets zur Schonung der Persönlichkeit vorgestellt wird, als Gelegenheit zu schalen Plaudereien im Berliner Tageblatt zu benutzen. Ich halte ihn trotz dem ausgestandenen Leid, das ich vor solcher Benutzung behüten möchte, für einen Literaten und für einen von minderer feuilletonistischer Begabung und ich schätze ihn keineswegs als den Autor von »Hopla, wir leben!«, dessen dürftiges Bühnenleben von Piscators Maschine zwar unterstützt, aber umsomehr bloßgestellt wird. Keine Unbill der bürgerlichen Justiz macht den zum Revolutionär, der sich der Gunst der bürgerlichen Presse erfreut. Es bleibt ein Kontrast zum Martyrium, aber nicht zur Persönlichkeit, wenn man im offiziellsten Preßbürgertum arri- viert, mit Theaterlieferanten arbeitet, Ballprotektorate ausübt und die Sekre- tärin über sein »Schaffen« plaudern läßt, kurz sich so prominent gebärdet, wie es sich gehört. Herr Toller ist als Literat in die Revolution gelangt und als Journalist aus ihr hervorgegangen. Nachdem nun die Glosse ihre — dem wei- tern Raum entsprechend geringere — Wirkung geübt hatte, erhob sich ein Ruf, der die telegraphische Meldung als »Lüge« bezeichnete und hastenichge- sehn stand ein stattlicher Mann auf dem Podium: ein Schriftsteller von be- kannter Jovialität, dem der Hang nachgerühmt wird, auf jedem Schauplatz, wo er gerade nichts zu suchen hat, aufzutauchen und über was immer, das ihn als Meinungsverschiedenheit bedrückt, eine Erklärung abzugeben. Solchem Hang — mögen ihn auch die Saalverhältnisse fördern — bin ich keineswegs geneigt nachzugeben, da ich, der ich überhaupt nicht geselliger Natur bin, gerade bei Vorlesungen keine Ansprache suche und coram publico nicht gern unter Leute komme. Der wohlmeinende Intellektuelle, dem Herzens- eigenschaften nachgerühmt werden und den wahrscheinlich auch ich privat zu schätzen vermöchte, konnte natürlich nicht zu seinem Ziel gelangen, denn die Treppe, die hier aufs Podium führt, führt darum doch nicht so weit, daß sich ein Gedankenaustausch zwischen mir und einem meiner Hörer anspinnen ließe. Es gibt eben doch noch Dinge, die unvorstellbar sind. Als darum seine Frage verneint worden war, ob er das Wort, das ich hatte, ergreifen dürfe, und ihm auf den Einwurf, der »Tatbestand« sei »falsch«, die Versicherung zu- teil wurde, es genüge der Tatbestand, daß Herr Toller keinen Geist habe, ent- fernte er sich wie er gekommen war, über die Treppe. Der brave Mann, der an mich selbst zuletzt dachte und nur der Sache dienen wollte, verließ also das Podium, auf dem ich gerade durch einen Vortrag verhindert war, sein Anlie- gen entgegenzunehmen, unverrichteter Dinge, und wie es hieß auch einen Saal, in dem man so wenig Verständnis für Rechte hatte, die doch sogar staatsgrundgesetzlich gewährleistet sind. Da ich nun der Meinung war, ich könnte den Vortrag fortsetzen, erhoben sich etliche Stimmen durch die Gele- genheit bereits entfesselter linksradikaler Männer und Frauen, welche Redefreiheit verlangten, einen Ordner, der in dankenswerter Weise eben einen Hinauswurf vorbereitete, »Kleener Zörgiebel!« titulierten und mit deutlichem Hinweis auf ihre kommunistische Überzeugung verlangten, für ihr Geld reden zu können. Derlei kann sich — in einem Raum, der die Individualitäten abson- dert und die Vereinzelung der Dummheit zuläßt — natürlich nur auf einem geistigen Niveau abspielen, wo Geist für Propaganda von Meinungen, Satire für Verbreitung von Meldungen genommen wird und Polemik für den vors Pu- blikum getragenen Privathandel zweier Personen, die Nützlicheres zu tun hät- ten. Geistiges und räumliches Milieu widerstreiten da dem Anspruch der künstlerischen Gestaltung, vor welcher es für eine Hörerschaft natürlich nie ein anderes Recht der »Meinungsfreiheit« geben könnte als das der Beifalls— oder Mißfallensäußerung, nie das einer beliebigen Unterbrechung durch die

Einzelndummheit, die doch zu bannen und in einer gleichgestimmten Empfänglichkeit aufgehen zu lassen ja der Sinn der künstlerischen Übung ist. Aber deren eigenste Mittel konnten sich vor der Entfesselung weder zur Geltung bringen noch gar ihr selbst Einhalt gebieten. Das hätte wohl ein polemisches Machtwort vermocht, als dessen Folge ich aber die Unmöglichkeit befürchten mußte, das Glossenprogramm fortzusetzen. Zum Glück machte die Stimme des im Saal anwesenden, in der Versammlungstechnik erfahrenen Franz Pfemfert dem Unfug ein Ende, denn auf das Wort hin: »Man muß sich die Gesichter des Gesindels nur ansehen!« war keine Individualität mehr gewillt, sich agnoszieren zu lassen. Daß später die Dummheit in einem Zeitungsblatt das Recht auf Meinungsfreiheit gegen den Vortragenden verfocht, war erträglich. In einem andersgearteten Saal wäre es ihr nicht in den Sinn gekommen, sich den Genuß der Satire durch den eigenen Protest stören zu lassen. Aber selbst die ihn dort schon verkostet hatten, mußten hier der Wirkung widerstreben. Es war für die Beeinflussbarkeit des szenischen Elements so ungewein charakteristisch, wie die Gaswolke des Flachsinn, die sich über das Podium gelagert hatte, sogar die Wirkung jenes »Großmann« erstickte, der das erstemal in einem Raum, der der Sammlung hilft, eine ungestörte Hörerschaft beglückt hat. Diesmal: verstunken und vertan! Ich mochte da oben gestalten und spielen, wie ich wollte — dieselben Menschen, die damals jubelten, wie nur der Name Großmann hörbar wurde und sich nicht satt hören konnten, wie ich ihm wegen seines Betragens am Anstandsort Vorstellungen machte, saßen nun da und verstanden nicht, was ich eigentlich wegen dieser harmlosen Privathandlung gegen ihn hätte und was zwischen uns denn vorgefallen sei, das mich zu der Erklärung zwang, er sei »recht entartet, seitdem ich ihn vernachlässige«, ich wollte »mit ihm nichts mehr zu tun haben« und er habe »es sich verdorben«. Tierischer Ernst hatte sich im Raum eingenistet und ich hätte da wohl nicht einmal die Satire zur Geltung bringen können, die sich aus der Situation ergab, aus dem Erlebnis, daß auf meinem Podium ein Dialog angebahnt wurde. Nichts blieb als das Bedauern, daß man da nicht »zum Kadi gehn« und für die Zerstörung eines Wirkungswerts keinen Schadenersatz verlangen kann; und dazu etwa der Verdruß, daß vom Schutz des Herrn Toller der Großmann profitiert hatte. Aber dann! Ja dann, als die jüdelnden Hasen kamen, da war alles wieder in Ordnung, da blieb selbst in diesem Saal kein Auge trocken. Redefreiheit? Wichtigkeit! Wer könnte widerstehen, wenn Inwer zu reden anhebt? Und vollends dann, als der Kerr in seine Rechte trat — da kam die noch aufgewühlte Stimmung dem polemischen Element zugute, und da gab es keinen, der zu widersprechen gewagt und der nicht am Ende gewußt hätte: wer der größte Schuft, Schriftsteller und Feigling im ganzen Land ist.

---

## Notizen

Höher geht's nimmer, glaubt man,  
als bisher es ging:  
Es empfing Gerhart Hauptmann  
den Lippowitzring!

Das war in Berlin eine Zusatzstrophe zur Tirolienne. Aber es ging noch höher: bis zu Dank und Devotion. Die Lettern haben mir verweigert, es zu übernehmen: den Briefwechsel zwischen Lippowitz und diesem bejammernswerten

Gerhart Hauptmann, dessen beringte Hand noch den Dank niedergeschrieben hat. So viel Unehre müssen sie bewältigen — aber da konnten sie nicht mehr. Es wird ihnen — die Nachwelt hat Zeit — bei Gelegenheit nicht erspart werden. Wenn sie sich einmal von der Kundgebung der Intellektuellen für Castiglioni erholt haben. Ach, das ist alles schon so outriert, es geschieht nur, weil man's nicht mehr glaubt. (Der einzige, dem man's noch glaubt, ist der Salten, der wohl auch die Proskriptionsliste angelegt hat. Daß er für Bekessys Rückkehr nicht agitiert, ist Undank.) Weil aber der Mann, der Österreich in die Tasche gesteckt hat, es nicht verlassen soll, so sei an das Betragen des geistigen Wien gegen *Adolf Loos* erinnert, der dieser Sippschaft Gelegenheit gibt, die Steine, die sie ihm zeitlebens in den Weg gelegt hat, ihm nachzuwerfen. Seine Ehrung durch die tschechoslowakische Regierung ist den journalistischen Untertanen und Kostgängern der österreichischen ein Anlaß zur Erniedrigung. Es wimmelt von kleinen Infamien, Taubheitswitzen und dergleichen, womit sie einem unversehrten geistigen Gehör nahetreten möchten und womit so die österreichische Rache an der Persönlichkeit exequiert wird, deren Begriff man sich hierorts ganz anders erfüllt denkt. Aber wenn die Crapüle glaubt, daß sie sich an einem der wenigen Träger geistiger Würden, an einem der Reinen und Gesunden, die es in dieser Pestluft so lange ausgehalten haben, straflos vergreifen kann, so irrt sie. Ich bin noch länger da!

---

Wegen der sensationellen Enthüllung des Neuen Wiener Journals, auf die sich die beiden in Nr. 820 — 826, S. 75 {S. 60} f. zitierten Berichtigungen beziehen, war der verantwortliche Redakteur vor dem Landes— als Schwurgericht belangt worden. Als einer der letzten, die hierzu dort Gelegenheit hatten, erklärte er, daß er die Artikel vor Drucklegung nicht gelesen habe. Der Name des Autors wurde zu spät als der des Mannes eruiert, der als einziger Jud auf dem Heimwehrball zu sehen war. Der Verantwortliche, der sich den Wahrheitsbeweis vorbehalten hatte, kam wegen Vernachlässigung der pflichtgemäßen Obsorge vor das Bezirksgericht, noch zu einer Zeit, wo die Firma Lippowitz & Co. für Geldstrafe und Kosten des Strafverfahrens zur ungeteilten Hand mit den Masseusen haftete, die seit dem 1. Januar bekanntlich außer Obligo sind.

— — — — Über den vom Ankläger gestellten Antrag auf Bestrafung des Angeklagten, Verpflichtung zur Veröffentlichung des Urteiles im »Neuen Wiener Journal«, Verfall der Nummer 12858 vom 8. IX. 1929 und Nummer 12861 vom 11. IX. 29 und Ersatz der Kosten des Strafverfahrens zur ungeteilten Hand mit dem Herausgeber und Eigentümer der Zeitung »Neues Wiener Journal« hat das Gericht zu Recht erkannt:

Der Angeklagte ist schuldig, er habe im September 1929 in Wien als verantwortlicher Schriftleiter der Zeitung »Neues Wiener Journal« bei Aufnahme der Stelle

»Kapituliert hat schließlich das rote Revolverschmökchen Karl Kraus, der sich in den Großkampftagen gegen Schober an die Rockschöße der marxistischen Verleumder hing, aber sehr bald schon, als er in einen publizistischen Wettstreit mit dem Steinhofer »Goldfüllfederkönig« geriet ... aus der Schlachtaarena schlich«

in der Nummer 12858 vom 8. IX. 1929, und der Stelle, daß der Privatankläger zwei Jahre hindurch den damaligen Polizeipräsidenten Schober als »Arbeitemörder« und »Bluthund« geschildert habe und nun vor eben diesem Schober auf den Knien liege und ihn als Retter des Vaterlandes preise, in der Nummer 12861 vom 11. IX. 1929 des »Neuen Wiener Journals« in den Aufsätzen »Genossen unter sich!«, deren Inhalt das Vergehen gegen die Sicherheit der Ehre nach §§ 488, 491 STG. begründet, jene Aufmerksamkeit vernachlässigt, bei deren pflichtgemäßer Anwendung die Aufnahme des strafbaren Inhaltes unterblieben wäre. Er hat hierdurch die Übertretung nach § 30 Preßgesetz begangen und wird hierfür nach dieser Gesetzesstelle zu einer Geldstrafe von

S 100.— (Einhundert Schilling),

im Nichteinbringungsfalle zu einer Arreststrafe in der Dauer von drei Tagen und gemäß § 389 STPO. zum Ersatz der Kosten des Strafverfahrens verurteilt.

Der Angeklagte wird gemäß § 43 (1) Preßgesetz verpflichtet, dieses Urteil spätestens in der zweiten Nummer der Zeitung »Neues Wiener Journal«, die nach Rechtskraft dieses Urteiles erscheinen wird, in der im § 23 Preßgesetz vorgeschriebenen Weise zu veröffentlichen, widrigenfalls die genannte Zeitung nicht mehr erscheinen dürfte.

Gemäß § 41 (1) Preßgesetz werden die Nummer 12858 vom 8. IX. 1929 und die Nummer 12861 vom 11. IX. 1929 der Zeitung »Neues Wiener Journal« für verfallen erklärt.

Gemäß § 5 (2) Preßgesetz haftet die Firma Lippowitz & Co. als Eigentümer und Herausgeber der genannten Zeitung für die Geldstrafe und die Kosten des Strafverfahrens zur ungeteilten Hand mit dem Verurteilten.

#### ENTSCHEIDUNGSGRÜNDE:

Durch das Impressum, bzw. die Angaben des Beschuldigten vor dem Untersuchungsrichter ist erwiesen, daß der Beschuldigte der verantwortliche Schriftleiter der Nummer 12858 vom 8. IX. 1929 und Nummer 12861 vom 11. IX. 1929 der Zeitung »Neues Wiener Journal« war, in denen unter der Überschrift: »Genossen unter sich!« Aufsätze erschienen sind, die die im Urteilsspruche zitierten Stellen enthalten.

Diese Stellen beinhalten in ihrer Gänze den Tatbestand des Vergehens gegen die Sicherheit der Ehre nach §§ 488, 491 STG..

Die Stelle, daß Karl Kraus »kapituliert hat«, müßte an sich keine Beleidigung im Sinne des STG. sein, doch ergibt sich aus dem Zusammenhang mit den nachfolgenden Stellen der Vorwurf, daß er eine nicht aus einwandfreien Motiven begründete Sinnesänderung an den Tag gelegt habe, eine solche Beschuldigung beinhaltet den Vorwurf einer bestimmten unehrenhaften, bzw. unsittlichen Handlung, welche Beschuldigung geeignet ist, den Privatankläger in der öffentlichen Meinung verächtlich zu machen oder herabzusetzen (§ 488 STG.).

Durch die übrigen Stellen: daß er ein »Revolverschmöckchen« sei, daß er »sich in den Großkampftagen gegen Schober an die Rockschöße der marxistischen Verleumder hingt, daß er »in einen publizistischen Wettstreit mit dem Steinhofer »Goldfüllfederkönig« geriet«, daß er »sich aus der Schlachtarena geschlichen« hat, daß er »zwei Jahre hindurch den damaligen Polizeipräsidenten Schober als 'Arbeitermörder' und 'Bluthund' geschildert« habe und nun vor eben diesem Herrn »auf den Knien liege und ihn als Retter des Vaterlands preise«, beinhalten ebenfalls eine Beleidigung im Sinne der §§ 488 und 491 STG. Es ist gerichtsbekannt, daß der sogenannte »Goldfüllfederkönig« sich in den letzten Jahren wiederholt dadurch unliebsam gemacht hat, daß er Mitteilungen an die Behörden machte, durch die die Behörden irreführt wurden. Wenn dem Privatankläger vorgeworfen wird, daß er mit eben diesem Manne in einen publizistischen Wettstreit geriet, wird der Privatankläger hierdurch dem öffentlichen Spotte ausgesetzt (§ 491 STG.). Der Vorwurf, daß er ein »rotes Revolverschmöckchen« sei, beinhaltet eine Verspottung im Sinne des § 491 STG., desgleichen der Vorwurf, »daß er sich in den Großkampftagen an die Rockschöße der marxistischen Verleumder hing«. Die Behauptung, daß er »sich aus der Schlachtarena geschlichen«, und daß er »zwei Jahre hindurch Schober als Arbeitermörder und Bluthund geschildert habe und nun vor eben diesem Schober auf den Knien liege und ihn als Retter des Vaterlandes preise«, beinhaltet die Beschuldigung eines unbegründeten Gesinnungswechsels aus nicht entschuldigen Motiven. (§ 488 STG.).

Bei der Strafbemessung war erschwerend der Umstand, daß der Angeklagte wegen desselben Deliktes bereits zweimal vorbestraft ist, als mildernd kam kein Umstand in Betracht.

Die über den Angeklagten verhängte Strafe erscheint daher dessen Verschulden angemessen.

Über Antrag des Privatanklagevertreters wurde der Beklagte gemäß § 43 (1) Preßgesetz zur Veröffentlichung des Urteiles in der Zeitung »Neues Wiener Journal« verpflichtet und gemäß § 41 (1) Preßgesetz der Verfall der Nummer 12858 vom 8. IX. 1929 und Nummer 12861 vom 11. IX. 1929 der Zeitung »Neues Wiener Journal« ausgesprochen.

Die übrigen Entscheidungen stützen sich auf die bezogenen Gesetzesstellen.

Wien, am 3. Dezember 1929.

Der Richter:  
Dr. Christoph Höflmayr

---

Es wird ersucht, Angaben für die bibliographische Notiz (wie für die der Druckfehlerberichtigungen) unterlassen zu wollen. In dieser Rubrik finden Rezensionen über Vorträge oder Aufführungen, Lügen der Prozeßberichterstattung und Sonstiges, was in charakteristischen Fällen an anderer Stelle zitiert wird keine Erwähnung.

\*



»Der eiserne Schraubendampfer Hurricane« von Sigismund v. Radecki (Verlag Jahoda & Siegel, Wien 1929) S. 139 — 143 (Blaubart); »Antisemitismus und Antigermanismus« von Wilhelm Stapel (Hamburg 1928, Hanseatische Verlagsanstalt) S. 62 — 66 (über »Heine und die Folgen«); »Unheldenhafte und heldenhafte Menschen in der Wiener Dichtung um 1900« von Heinz Mertens (Bonn 1929); C. Röhrscheid, Mnemosyne, Arbeiten zur Erforschung von Sprache und Dichtung, geleitet von Oskar Walzel, Heft 2) S. 142 — 150 u. ö.; »Männer, die im Keller husten« von Hans Reimann (Verlag Paul Steege- mann, Berlin 1929) S. 151.

'Mosnajim' (Heft 27, Tel—Aviv, 1929): »Dreißig Jahre 'Fackel'« von Dr. David Spiegel; 'A toll' (Nr. 27, Budapest, 1929): »Kriegsbericht« von Alexander Maral; 'Der deutsche Rundfunk' (VII. 4. Berlin): »Karl Kraus«; 'Hrvatska Revija' (II. 11., Zagreb): »Karl Kraus o ratnim stvarima i dogadjajima« (über »Die letzten Tage der Menschheit«) von M. K.; 'Programmblätter der Volksbühne' (IV, Berlin, Januar 1929): »Nestroy—Couplets« von Sigismund v. Radecki und »Nestroys Wirkung aus der Sprache« von Heinrich Fischer; 'Königsberger Hartungsche Zeitung' (9. Okt.): »Neue Bücher, die man kennen sollte« von P. B.; 'Der freie Arbeiter' (XXII, Nr. 42, Berlin 11. Okt.): »Freund Schober« von F. D.; 'Berliner Börsen—Courier' (19. Okt.): »Karl Kraus liest nicht für die Funkstunde«; 'Berlin am Morgen' (20. Okt.): »Vom Zörgiebel« (Vorwort zu einem Zitat); Programm der Volksbühne (Berlin, 20. Okt.): »Die Unüberwindlichen« von Heinrich Fischer (mit dem Vorwort der Buchausgabe); 'Welt am Montag' (Berlin, 21. Okt.) »Hinter den Kulissen des Rundfunks« von Christophor; 'Neckar—Echo' (Heilbronn, 24. u. 28. Okt.): »Karl Kraus« von Will Schaber; 'Neue Pariser Zeitung', 10. Oktober: »Berliner Gäste. Zwei Portraits: Edouard Herriot, Karl Kraus« von Herbert Pfeiffer; 'Die literarische Welt' (Berlin, 1. November): »Wedekind und Kraus in der Volksbühne« von Walter Benjamin; 'Schwäbische Volkszeitung' Augsburg, 7. Dez.): »Spotten ihrer selbst und wissen nicht wie!« von Bürgermeister Ackermann; 'National—Zeitung' (Basel, 8. Dezember) und 'Frankfurter Zeitung' (12. Dezember, Abendausgabe): »Mord mit Musik« von Otto Maag; 'Frankfurter Zeitung' (9. Dez.): »Gerhart Hauptmann und 'Spuk' in Wien« von Soma Morgenstern; 'Narodni Prace' (Prag, 13. Dez.): »Karl Kraus a Jiri Strbrny (als Vertreter der Prager Preßkorruption); 'Sozialdemokrat' (Prag) 22. Dez.: »Gerhart Hauptmann und der Lippowitzring« von E. F., 29. Dez.: »Aus der Werkstatt Wolff & Kerr« von fr. und »Der 'Hort der Republik'«; 'Prager Tagblatt' (29. Dez.): »Die Künstler Österreichs« von f. k.; 'Fanal' (IV. Berlin, Januar 1930): »Verrat in Österreich« von L. Krafft; 'Das Stichwort' (Zeitung des Theaters am Schiffbauerdamm, Berlin, Januar 1930): »Die letzten Tage der Menschheit« von Alfred H. Fried † und »Der Nobelpreis«.

\*

In Nr. 800 — 805, S. 53, Z. 6 statt »Zum hundertsten Geburtstag der Republik«: Zum Geburtstag der Republik.

In Nr. 811 — 819, S. 164, Z. 14 statt »den Nachweis«: der Nachweis.

In Nr. 820 — 826, S. 8, Z. 2 v. u. statt »tre«: molto; S. 21, Z. 14 v. u. fehlt nach »Nein« das Komma; S. 59, Z. 2, v. u. statt »se«: sei (in einem kleinen Teil der Auflage); S. 77, Z. 18 v. u. statt »Küstenmayer«: Küttemeyer; S. 81, Z. 6 v. u. statt »pusse«: duise; S. 90, Z. 5 fehlt nach »dich« das Komma; S. 124, Z. 3 v. u. statt »eine«: ein.

In »Die letzten Tage der Menschheit«: S. 764, Z. 2 v. u. statt: »neueste«: neuste; S. 778, Z.10 v. u. statt »werfen«: warfen.

\*

Es wird nunmehr auch an dieser Stelle die eindringliche Bitte ausgesprochen, von Zusendungen, welcher Art immer, abzusehen. Leser, die gleichwohl auf den Ausdruck ihrer freundlichen Gesinnung nicht verzichten wollen, müssen sich mit dem hiermit ein für allemal ausgesprochenen Dank begnügen.

---

Seit August 1929 wurden die folgenden Beträge abgeführt:

Dem Landerziehungsheim Obritzberg der »Bereitschaft« (Erlös aus älteren Nummern der Fackel, Rezensionsexemplaren und Autogrammen, ein Abonnementrest, Spende G. S., Prag, S 21.—) S 293.66.

Der Erlös aus den Programmen 12., 14. November, an die Österreichische Rote Hilfe S 50.20.

Der Ertrag der Vorlesungen 1. und 4. Dezember (Berlin) an notleidende Schauspieler Mk. 1500 + 150.20 = S 2805.30.

Von anderen Berliner Vorlesungen (inkl. Programmterlös) an Notleidende S 191.30.

Diversen Zwecken S 57.40.

Der Steuerbehörde ein Teil des Ertrags der Vorlesungen 12., 14. November als Nachzahlung für die in den Jahren 1925 bis 1928 wohltätigen Zwecken gewidmeten Erträgnisse S 94.60.

Gesamtsumme seit Mitte Juli 1922: S 70.256,66

---

## **Die letzte Nacht**

*Theater am Schiffbauerdamm*

Veranstaltung der Versuchsbühne

Leitung: Heinrich Fischer

Mittwoch, den 15. Januar 1930, nachts 12 Uhr

Regie: Leo Reuss      Musik: Hanns Eisler

Bühnenbild: Nina Tokumbet      Techn. Leitung: Hanns Sachs

Sterbender Soldat . . . . .	Hans Hinrich
Weibliche Gasmasken . . . . .	Margarete Melzer
Männliche Gasmasken . . . . .	Albert Hoerrmann
General . . . . .	Ernst Stahl-Nachbaur
Erster Kriegsberichterstatter . . . . .	Paul Morgan
Zweiter Kriegsberichterstatter . . . . .	Manfred Fürst
Der Sterbende . . . . .	Ernst Ginsberg
Feldwebel . . . . .	Franz Weilhammer
Ein Erblindeter . . . . .	Erich Ponto
Die Kriegsberichterstatterin . . . . .	Anna Höllering
Ein Verwundeter . . . . .	Hans Schweikart
Der Totenkopihusar . . . . .	Theo Lingen
Nowotny von Eichensieg . . . . .	Ernst Pröckl
Dr. ing. Abendrot . . . . .	Hans Heinrich v. Twardowski
Fressack . . . . .	Erich Dunskus
Naschkatz . . . . .	Josef Karma
Herr der Hyänen . . . . .	Wolfgang Heinz
	Bernd M. Bausch-Caracciola
	Gerda Fischer
	André Kiemelmann
Hyänen . . . . .	Hermann Rabens
	Lux Rodenberg
	Hansheinz Winkler
	Ilse Winter
	Hedwig Zell
	Paul Morgan
Drei gelegentliche Mitarbeiter . . . . .	Manfred Fürst
	Karlheinz Carell
	Josef Schaper
Zwei Ordonnanzen . . . . .	Friedrich Gnaas
Stimmen von oben . . . . .	Leo Reuss
Stimmen von unten . . . . .	Erwin Kleist, Hans Anklam,
	Hans Eick und andere
Kinooperateur . . . . .	Hans Schweikart
Eine Stimme von oben . . . . .	Agnes Straub
Die Stimme Gottes . . . . .	Hans Hinrich

---

## Die Dummheitskonkurrenz

Gesprochen in Berlin am 30. Oktober

Vor dem Vortrag der »Briganten« hatte ich die Absicht angedeutet, für einige der meinungsführenden Persönlichkeiten Berlins, die sich nach der Aufführung der »Unüberwindlichen« besonders hervorgetan haben, eine Konkurrenz auszuschreiben. Ich sagte damals, daß ich auch schon wisse, wer den ersten Preis gewinnen wird, es aber noch nicht verraten wolle, da es für den Monty Jacobs eine Überraschung sein soll. Heute, wo ich bereits in der Lage wäre, mehr zu sagen, tue ich es trotzdem nicht, sondern überlasse es dem Scharfsinn der Hörer, zu erraten, wer den ersten Preis gewonnen hat, ja selbst was den glücklichen Gewinner anlangt, möchte ich keineswegs glau-

ben, er verdiene den Preis in so hohem Grade, daß er nicht zu erraten vermöchte, er sei der Gewinner. Das lebhaftes Echo, das meine Ankündigung gefunden hat und das mich kaum dazu gelangen ließ, den Namen zu verschweigen, als wüßte schon jeder, wer da als der einzig Würdige in Betracht komme — diese verständnisvolle Teilnahme, sowohl für die Idee als solche wie für die Entscheidung, schien mir zu sagen, daß das Publikum volles Vertrauen in die Gerechtigkeit meiner Jury hat, und gewährte mir die Gewißheit, daß diese Einführung mindestens einem so tiefgefühlten Bedürfnis entgegenkommt wie die Krönung einer Schönheitskönigin, die einem schon zum Hals herauswächst. Ich hege aber auch die Zuversicht, daß die inzwischen erfolgte Wahl des Mister Berlin in weiteren Kreisen Anklang finden und ein Beispiel sein wird, dem die anderen Metropolen nacheifern werden. Der Preis besteht in einem Freixemplar der von mir noch immer herausgegebenen Fackel, die ich zwar trotz einem dreißigjährigen Fiasko nicht zurückzunehmen gedenke, von der ich aber freilich nicht weiß, ob ihr das in Österreich zur Diktatur gelangte Troglodytentum nicht eine Verlegung des Verlagsortes empfehlen wird. Bis zu der diesbezüglichen Entschließung hinsichtlich des Feldes der seitens meiner Person entfaltetten Kampfthätigkeit möchte ich mir jedoch die Gelegenheit eines leichten Geplänkels auf Berliner Boden keinesfalls versagen.

Wie Sie alle bereits wissen dürften, gehört zu jenen Eigenschaften, die mir die mitteleuropäische Intelligenz zum Vorwurf macht, mein Hang, jede Dummheit zu beachten. Das ist ein Naturtrieb in mir, dem ich ebensowenig entsagen kann wie der Eitelkeit, welche mich übermannt, so oft ich einen Blick auf meine literarischen Zeitgenossen werfe, die sie mir dann jedesmal nachsagen. Der Vorgang ist also der, daß ich, der von den eigenen Schriften, aus denen ich immer vorlesen soll, eine geringe Meinung hat, in der Tat Größenwahn bekomme, sobald ich nur die eigenen Schriften der andern betrachte, was sie mir dann eben zum Vorwurf machen; es ist die größte Ungerechtigkeit. Denn ich weiß doch sehr wohl: wenn ich etwas kann, so ist es lediglich das, was jene nicht können und wofür ich doch nichts kann. Da muß ich mir dann auch nachsagen lassen, daß ich »alles begehre«, und zwar von solchen, die bestimmt nicht einmal das können. Aber ich verstehe nicht, wie man gerade nach den »Unüberwindlichen« solche Wahrnehmung zu machen berechtigt wäre, in welchem Werk ich doch kaum etwas aus eigener Phantasie hinzugefügt habe zu dem, was nachweislich der Erpresser Großwiens, der Großschieber Österreichs und ein verdächtiger Polizeipräsident gesprochen und getan haben. Man stelle sich nur vor, daß ein Photograph, dessen Weltbild ja wahrlich von einer Kamera begrenzt wird, nach getaner Arbeit den Vorwurf hören muß, er habe »gegehert«, wo er doch schlimmstenfalls nicht geschmeichelt hat. Verwandt mit diesem mir entgegengehaltenen Einwand ist das Argument, daß ich nicht aufbauen, sondern nur niederreißen kann. Aber gerade das ist nicht wahr. Aufbauen kann ich selbstverständlich nicht, das gebe ich zu, und soweit ich zurückdenke, ist das einzige Positive, das ich bis heute innerhalb der bürgerlichen Welt erreicht habe, die Einführung von Mokka—Parfait bei Kempinski; in Wien ist mir nichts dergleichen gelungen. Natürlich müssen wir uns darüber klar sein, was unter einer positiven Leistung zu verstehen ist und ob nicht die Gesellschaft etwa auch die Ausmerzungen ihrer Schädlinge als eine positive Leistung anerkennen müßte. Aber wenn wir schon das Niederreißen bloß als etwas Negatives gelten lassen wollen, so finde ich, daß meine Leistungsfähigkeit noch immer sehr überschätzt wird. Hat es sich doch zur Evidenz herausgestellt, daß ich gerade das nicht kann. Ich brauche da nur auf die schier endlose Reihe von Spitzbuben und Dummköpfen zurückzublicken, die es mir nachrühmen und die doch trotz meiner starken Bemühung ihre

Wirksamkeit fortgesetzt und ihr Ansehen nicht nur behauptet, sondern eben infolge meiner Angriffe vermehrt haben. In einem einzigen Fall ist mir eine Niederreiung gelungen, oder sagen wir geglückt, indem ich, wie man weiß, die Wiener Polizei von einem Erpresser befreit habe, was ich aber freilich längst bedauere. Wenn mir nun von den Würdenträgern mit so viel Unrecht nachgesagt wird, daß ich immer alles niederreie, so sind sie doch wieder zuweilen so gerecht, die Aussichtslosigkeit meiner Bestrebungen zuzugeben, ja zu besptteln. In einem besonders krassen Fall wird mir dieses Mißverhältnis zwischen Wollen und Können immer wieder unter die Nase gerieben — nämlich hinsichtlich der unleugbaren Tatsache, daß ich seinerzeit die ideale Forderung aufgestellt habe, Herr Schober möge als Polizeipräsident abtreten, und rücksichtlich des Umstandes, daß er solches nicht getan hat, oder doch nur scheinbar, um dafür Diktator von Österreich zu werden. An diesem überaus sinnfälligen Beispiel — wie an einem andern Fall, der die Berliner näher angeht — bekenne ich ohneweiters meine Ohnmacht, Persönlichkeiten, die ich unwidersprochen und vor aller Welt bedenklicher Handlungen beschuldigt habe, bei dieser kompromittieren zu können. Doch bleibt freilich zu meinen Gunsten die Frage offen, ob ich um dieses Mißlingen nicht schon vorher gewußt habe und ob meine Aktion nicht bloß ein Mittel war, meine Anschauung von einer Welt zum Ausdruck zu bringen, die eben durch die Vorführung abschreckender Beispiele nicht mehr zu irritieren ist, ja sich im Gegenteil bestrebt, sie als sittliche Vorbilder anzuerkennen, und gerade aus dem Grunde, weil ich der Warner bin; denn Felonie und Denunziation sind für das Gefühl der bürgerlichen Gesellschaft Wohltaten, verglichen mit dem Betragen dessen, der ohne gewinnschtige Absicht auf die Stigmatisierung solcher Taten dringt und der eingestandenermaßen den Vorsatz betätigt, Geschäfte nicht zu machen, sondern zu stören. Im Allgemeinen möchte ich aber der Welt, die eine beiweitem nicht so deutliche Anschauung von mir hat wie ich von ihr, und die nun einmal das Pech hatte, daß ich auf sie kam, doch zu bedenken geben, daß der Kampf, in den wir uns da eingelassen haben, insofern ein unentschiedener bleibt, als es auch ihr nicht gelungen zu sein scheint, mit mir fertig zu werden, was ja, da sie zweifellos im Besitz der größeren Machtmittel ist, immerhin meinen Vorsprung bedeutet. Wenn mir da etwas bange machen könnte, so beträfe es weit eher mein Leben als mein Fortleben, indem ich doch zuversichtlich hoffe, daß die Nachwelt trotz allen Beeinflussungsversuchen, die das Berliner Tageblatt schon jetzt unternimmt, sich weit weniger ordinr gegen mich benehmen wird als die Welt, die mir selbst dort, wo sie sich mir nähert, zu schaden sucht, ja sogar den bereits errungenen Erfolg mir abwrgt. Das Berliner Tageblatt aber trifft schon Vorkehrungen für die Nachwelt, und mancher Leser dürfte stillvergngt das Ergebnis der Frage an das Lesepublikum vernommen haben, die da lautet: »Was wird bleiben?«, nämlich »welche Werke der heute lebenden Autoren in 50 Jahren als die bedeutendsten literarischen Denkmäler unserer Zeit gelten dürften« — eine Frage, zu deren Beantwortung die Leser des Berliner Tageblatts ja unstreitig kompetent sind. Das Berliner Tageblatt, von dem man geglaubt hätte, daß es da einfach zu bestimmen habe, erklärt nun zwar einschränkend, daß seine Frage »nicht im Sinne einer endgültigen Entscheidung aufgestellt« sei, kann aber doch ein Ergebnis bekanntgeben, das annähernd die Gültigkeit hat, die ich mit meiner eigenen Preisfrage, wer der dümmste Berliner Kritiker sei, angestrebt habe. Der Vergleich zeigt jedoch auch, wie ganz anders ich der Presse gerecht werde als sie mir. Denn während das Berliner Tageblatt mich unter den Autoren, die noch nach 50 Jahren leben werden, weder in erster noch in zweiter Reihe, ja überhaupt nicht berücksichtigt, habe ich bei meiner Preiskonkurrenz den

Kritiker des Berliner Tageblatts, nämlich Herrn Fritz Engel, bedacht, wenn- gleich nur in zweiter Reihe. Sehr interessant war es mir nun, daß sich unter den Persönlichkeiten, die es in erster Reihe fortleben läßt, zwar nicht dieser befindet, wohl aber sein berühmterer Kollege — ich nenne keinen Namen — und sogar neben Emil Ludwig und Lion Feuchtwanger. In zweiter Reihe sind neben Zuckmayer und Ferdinand Bruckner, dessen Geheimnis bis dahin vor- aussichtlich gelüftet sein wird, die Akademiker Walter von Molo und Fritz von Unruh in Aussicht genommen; ersterer vielleicht um der erhebenden Worte willen, die er kürzlich der »Grünen Post« gewidmet hat, die ihrerseits sicher- lich noch nach 50 Jahren zu den Landwirten, die da kommen werden, spre- chen wird. Viele Leser des Berliner Tageblatts haben auch für Remarque ge- stimmt, der gleichfalls dem Kulturkreise Ullsteins nahe steht. Besonders die Nennung dieses Autors könnte nun vielleicht den oder jenen Leser des Berli- ner Tageblatts dazu verführt haben, in Einem auch des Autors der »Letzten Tage der Menschheit« zu gedenken und dieses Werk etwa in die zweite Reihe der literarischen Denkmäler unserer Zeit zu stellen, die noch nach 50 Jahren gelten dürften. Denn es wäre doch immerhin kulturell bemerkenswert, daß solche Wahrnehmung ausschließlich Sache der französischen Akademiker sein soll und nicht auch dieses oder jenes deutschen Zeitungslesers. Es scheint nun tatsächlich der Fall gewesen zu sein, denn objektiver Weise stellt das Berliner Tageblatt fest:

*Der Kuriosität halber nicht unerwähnt mag bleiben, daß sich für einige nicht gerade dichterische »Werke«*

das Berliner Tageblatt setzt sie denn auch in Gänsefüßchen

heute lebender Autoren eine kleine Anzahl von Stimmen fand.

Aber es fügt sogleich beruhigend hinzu, daß es sich da vor allem um Bücher handle, »die gewisse nicht sehr verbreitete Heilslehren zu propagieren versu- chen«, worunter offenbar auch der Pazifismus gemeint ist. Ferner will es auf die Frage, was bleiben wird, auch mehrfach die Antwort erhalten haben:

Nichts! Nichts! Nichts!

Diese Antwort, die das Berliner Tageblatt zuerst »durchaus bedenkenswert« nennt, jedoch schon im Nachsatz »unbedenklich« findet, hätte gewiß viel für sich, dünkt mir aber doch aus dem Grunde etwas zu schroff, weil ich über- zeugt bin, daß die meisten der in erster und in zweiter Reihe genannten Auto- ren tatsächlich noch nach 50 Jahren durch die Fackel fortleben werden, und vor ihnen allen einer durch ein Werk, das auch bis dahin nicht erschienen sein dürfte. Es ist vielleicht der interessanteste Fall einer mühelos erworbenen Un- sterblichkeit und der Autor, um den es sich handelt und der nichts weiter zu tun brauchte, als eine »Antwort und Abfuhr« leicht kartoniert, 2 Mark, in acht Tagen nicht erscheinen zu lassen, ist durch diese Schrift heute schon so be- rühmt, daß ich seinen Namen wohl nicht nennen muß, sondern mich darauf verlassen kann, daß man ohnedies mit Fingern auf ihn zeigt. Wenn er die Aus- dauer hat, durchzuhalten und die Schrift auch in den folgenden fünfzig Jah- ren, die ihm sein Blatt als Bewährungsfrist offen hält, nicht erscheinen zu las- sen — man erwartet es allgemein —: so wird dieses Werk das sein, was von ihm bleiben wird, und in einem Grade, daß seiner Unsterblichkeit nichts mehr im Wege steht. Ich am allerwenigsten; denn was ich, neidloser Helfer zeitge- nössischer Autoritäten, dazu noch tun kann, soll geschehen. Mit seiner Preis- frage hat mir aber der Mann, der sie für das Berliner Tageblatt ersann, inso- fern einen Streich gespielt, als ich nun wankend geworden bin, ob ich nicht ihm noch vor dem Monty Jacobs den Vorzug zu geben hätte. Ich tue es aber nicht, weil ich selbstisch genug bin, den Kreis der zu Prämiierenden auf die Kritiker meines Stückes zu beschränken. Wollte ich diesen Kreis auf das gan-

ze Gebiet des Berliner Geisteslebens ausdehnen, so käme ich ins Uferlose. Ich kann nicht umhin, jetzt, da ich in dieser Stadt mit dreißigjähriger Verspätung das zu tun beginne, was man festen Fuß fassen nennt und was insbesondere bei der Beschaffenheit meines Fußes von einigem Ausschlag sein dürfte — ich kann als Wiener nicht umhin, die allgemeine Situation, die sich mir da bietet, mit dem Bekenntnis zu charakterisieren, daß ich die vergleichsweise hellere Berliner Intelligenz in jedem Beruf vertreten finde, mit Ausnahme des der Journalisten. Natürlich gilt auch für Wien die Erfahrung, daß in einem Theaterparkett — und dieses kommt für meine Preiskonkurrenz ausschließlich in Betracht — immer die Dümmeren auf Gratisplätzen sitzen und dazu berufen sind, ihre nichtsnutzige Privatansicht, die zumeist nur Privatranküne ist, für die gültige öffentliche Meinung auszugeben. Ich muß aber doch bei aller schuldigen Verachtung der Wiener Presse zugestehen, daß eine derartige Talentverlassenheit und Unfähigkeit, ein Vorurteil kritisch zu bemängeln, wie ich sie in markanten Fällen der Berliner Theaterkritik erlebt habe, bei uns — in der Region eines gewandteren Schlieferltums, dessen Gaben man hier mit Neid betrachtet — kaum denkbar wäre. Was die Berliner Zunft von der wienerischen durchaus zu ihrem Vorteil unterscheidet — mag ich es für meine Person auch als Nachteil empfinden —, ist sozusagen jene höhere sittliche Auffassung einer traurigen Berufspflicht, die ihr das Totschweigen unmöglich macht und in einem Grade, daß selbst die verbissensten Vorurteiler es nicht wagen würden, einen Erfolg durch Kuschen, ja auch nur durch Lügen zu eskamotieren, während in Wien die gesamte bürgerliche Presse inklusive der erbärmlichen Arbeiter—Zeitung die — von mir so dankbar empfundene — Schamlosigkeit bewährt hat, über die Aufführung der »Unüberwindlichen« keinen Sterbenslaut von sich zu geben, und dies, wiewohl die Vertreter der autoritären Falschmünzerbande es keineswegs verschmäht hatten, von der Freikarte, die ihnen das Theater zuschicken mußte, Gebrauch zu machen. Die objektive Anerkennung aber, daß hier in Berlin ein Beruf, den ich an und für sich für polizeiwidrig erachte, seine Pflicht gegenüber dem Publikum erfüllt, weil dies und nichts anderes seine Pflicht ist — gleich dem Helden des Stückes, das der Kritik ausgesetzt war —, solche Anerkennung kann mich nicht hindern, für meine Person die Vernachlässigung dieser Pflicht im Wiener Stile für das geringere Übel zu halten. Denn geradezu exemplarisch hat sich in einigen Fällen die Berechtigung meiner Definition erwiesen: Kritik, ist, wenn man auf wen eine Wut hat.

So wäre denn eigentlich mehr Anlaß vorhanden, eine Gemeinheitskonkurrenz auszuschreiben? Das sei ferne von mir, den man fälschlich für einen moralischen Eiferer hält, der aber gar kein Hehl daraus macht, daß er seine satirische Ader stets mit weit mehr Behagen angeregt fühlt als die polemische. Denn ich betrachte die Dinge, die sich innerhalb der öffentlichen Meinung abspielen, gleichermaßen sine ira wie mit einem Studio, das sich vor dem Phänomen der Dummheit bis zur Andacht steigert und mich befähigt, jegliche Unbill der Lüge und Tücke hinzunehmen, wenn sie nur mit einer versöhnenden Unfähigkeit des Ausdrucks gepaart erscheint. Und da erkläre ich ohne Umschweife, daß ich so manchen Berliner Kritiker, den ich eigentlich wegen Befangenheit ablehnen müßte, wegen Dummheit zulasse. Und um nun gleich in medias res der Vossischen Zeitung zu gehen: die Unbefangenheit, mit der mir der Monty Jacobs entgegentritt, wiewohl er weiß, daß er mir gegenüber befangen und auch intellektuell gehandicapt ist; die Offenheit, mit der er mir begegnet, wiewohl er sich doch kein Wort von dem, was er da sagt, glauben kann und nur überzeugt ist, daß es ihm auch kein anderer glaubt — dieser Mut der Selbstaufopferung, bloß vergleichbar mit dem des Schafes,

das sich mit der Boa constrictor hoffnungslos einläßt, weil es nun einmal fasziniert ist: diese Unversöhnlichkeit, die da coram publico mit mir abrechnet, wiewohl ich doch dem Monty Jacobs nichts als den Preis schuldig bin, hat etwas Versöhnendes, ja direkt Rührendes. Und auf die Gefahr hin, daß er zu allen Einwänden, die so gegen mich zu erheben sind, noch den einen nachtragen könnte, ich erweise kleinen Leuten zu viel Ehre, will ich es selbst in seinem Falle tun. Denn die kleinen Leute verstehen nicht, daß ich an ihnen die große Möglichkeit erweise, daß kleine Leute öffentliche Meinung machen können und daß ein intellektuelles Kaliber, zum Kommißknopf, kaum zum Kommis reichend, in künstlerische Dinge hineinreden darf, was es doch selbst dann nicht dürfte, wenn es nicht durch persönliche Wut hinreichend verdächtig wäre. An dem Fall des Monty Jacobs, der mir wirklich, »unproduktiven Haß« nachsagt und empfiehlt, etwas hinter meinen Figuren auftauchen zu lassen — »das erst heißt schaffen!« —, an diesem Fall eines in die Kritik verschlagenen Unterlehrers ist es mir wie an einem Schulbeispiel ermöglicht, auftauchen zu lassen, was hinter einer Figur ist: die Gebrauchsfertigkeit der sprachlichen Mittel und zugleich ihre Unzulänglichkeit zum Zweck der Meinungsrepressalien. In publizistischen Äußerungen und in brieflichen, die noch weit besser sind, hat der glückliche Preisgewinner das Erlebnis, daß ich einmal seine Subalternität streifte, auf eine eigenartige Weise bewältigt. Da er sich offenbar wie so viele, denen ich nicht mit den gleichen Gefühlen erwidern konnte, auf eine »Verehrung« festgelegt hat, teilt er sich's nunmehr so ein, daß ich einmal, in meiner Jugend, nämlich als Autor der »Demolierten Literatur« — eine harmlose Anfängerleistung, die ich heute nicht ansehen könnte —, daß ich also damals eine Potenz gewesen, aber seit 35 Jahren in einem rapiden Abstieg begriffen sei, auf welchem ich freilich noch die Geistesgegenwart hatte, dem Herrn Jacobs einen Tritt zu geben. Seit damals also habe ich mich unaufhörlich ausgeschrieben und 82 Bände der Fackel, 8 Bände Verse, etliche Dramen, ja die »Letzten Tage der Menschheit« sind nichts gegen die »Demolierte Literatur«, die es nun einmal dem Jacobs angetan hat. Da er nunmehr einer dramatischen Wirkung beiwohnt, vor der ihm Hören und Sehen vergeht, aber doch auf mich eine Wut hat, so teilt er sich's so ein (und den Lesern der Vossischen Zeitung mit), daß ich für den ersten Akt der »Unüberwindlichen« »aus meiner blitzenden Jugend noch die Sprachkunst und den Witz des Wortes gerettet« habe. Ungeahnte Verknüpfung der »Demolierten Literatur«, deren Bekenner der Jacobs durch alle Schicksalsschläge bleibt, mit dem ersten Akt der »Unüberwindlichen«. wengleich ausgerechnet nur noch mit diesem. (Was dazwischen war, das war vom Übel.) Aber auch den vierten Akt, das Losbrechen der Polizeiautomaten, findet er »stark und echt«, ja es befreit ihn sogar von der »schwer erträglichen Süffisanz dieser Satire«, die er soeben noch als ein Überbleibsel aus der Ära der »Demolierten Literatur« gewürdigt hat. Ja, das sei »jener Karl Kraus, der als Einsamer so viele fanatische Anhänger gewonnen hat«. Aber kurz vorher hat der Jacobs, dem ich offenbar unaufhörlich Probleme aufgabe — wiewohl ich ihm nur einen Preis verleihen will —, kurz vorher hat er über eben diesen Anhang und meine Stellung vor diesem gehöhnt und hat ihn mit einem Trennungsstrich von dem Publikum abgesondert; denn für diese Sorte habe ich immer bloß einen Anhang und kein Publikum. Und hämisch meint er, man solle es nur getrost versuchen und mich »einmal über die Gemeinde hinaus zum Publikum vorstoßen lassen«, da werde ich schon meine Wunder erleben, da werde ich »mir selbst als mein eigenes Gespenst unheimlich vorkommen«. Man soll mich nur lassen, ruft der Preisgewinner, dem vor der Möglichkeit angst und bange wird; »Bravo!« ruft er dem Castiglioni mit starkem Sarkasmus zu, weil er diesmal mit keiner



einstweiligen Verfügung anrückte, »Bravo!« ruft der demokratische Publizist dem toleranten Schober zu, der »unter meinen Verfolgungen so hoch gestiegen« sei. »Bravo, Polizei, bravo Auswärtiges Amt!« Aber warum dieser bittere Hohn, wenn der Herr Jacobs doch die Weihnachtsfeier beim Polizeipräsidenten stark und echt findet. Warum? Weil er es irgendwie zurechtbringen muß, seine Anerkennung, um die er nicht herum kann, mit seiner Wut, um die er auch nicht herum kann, zu verbinden. »Bravo!«, ruft er, »Laßt Karl Kraus alle Bühnen, alle Funkmikrophone frei!«, dann wird man schon sehen! Aber was wird man denn dann sehen? Daß diese Gelegenheiten einmal nicht vom Dilettantismus okkupiert sind, wird man sehen. Denn warum soll mein Offenbach—Vortrag, den der Jacobs nicht gehört hat, vor dem Funkmikrophon, dem ich ihn nicht freigab, so ausfallen, daß ich mir als Gespenst unheimlich vorkomme? »Wiener Personen als Schlüsselfiguren aufzudrehen — ein Spaß, der für einen Geist wie Karl Kraus zu billig sein sollte«. Aber wenn ich wieder ein Geist wie Karl Kraus bin, warum soll ich mir dann vor dem Publikum als Gespenst vorkommen? Und wenn die Schlüsselfigur im vierten Akt dem Monty Jacobs den Fanatismus des Anhangs erklärt, wie könnte sie dann ein billiger Spaß sein? Man sieht schon, der Jacobs möchte mit einem kritischen Hintern auf diversen Hochzeiten tanzen, aber es gelingt ihm nicht, weil er dazu nicht gewandt genug ist. Mit der Unwahrhaftigkeit allein läßt es sich nicht machen. So erzählt er den Lesern der Vossischen, die wohl eine Art Frau Blaschke ist, ich hätte meine Tat der Vertreibung des Bekessy (dem er kein Bravo! zuruft, weil er die Tat für verdienstvoll hält) in meinem Drama »besungen« und mich darin »als einen Rächer, vor dem die Bösewichter zittern«. Aber die Wahrheit ist, daß ich in dem Drama eine weit dürftigere, geflissentlich schemenhaftere Rolle spiele als ich sie in der Realität des Stoffes gespielt habe. Er behauptet, daß die Zuschauer der Volksbühne nichts mit dem Stück anfangen könnten und daß man darum das Publikum »mindestens mit Wohlwollen geladen« habe. Aber ich weiß nicht, wie man es zustandegebracht hat, die 2000 Leute zu laden, unter denen ich persönlich keinen einzigen geladen habe und gewiß nicht den Herrn Jacobs. Er erzählt, daß diese 2000 Leute — er sagt freilich »den Zuschauer« und meint vielleicht bloß sich selbst — »in zwei endlosen Akten bleierne Langwelle packt«. Aber ich kann, selbst wenn er wirklich nur seine eigene Person meint, wohl sagen, daß noch nie von dem Inhaber eines Freiplatzes über den Eindruck einer Aufführung so plump gelogen wurde wie in diesem Fall <sup>1</sup>. Denn selbst er muß sich doch aufgepulvert gefühlt haben, als er hörte, wie jeder zweite Satz der — nur dadurch endlosen — Akte von einem noch nie erlebten Beifallssturm unterbrochen wurde. Aber obwohl der Herr Jacobs, der Not gehorchend wie dem eignen Trieb, die Unwahrheit sagen muß, so sagt er doch auch anderseits wieder die pure Wahrheit. Nicht, indem er mich einen »geborenen Journalisten« nennt — ich glaube nicht, daß ich in der Redaktion der Vossischen Zeitung eine positive Tätigkeit entfalten könnte —, wohl aber indem er mich einen »Journalistenhasser« nennt, »der ohne Journale keinen Tag leben könnte«. Das hat etwas für sich. Es ist zwar nicht ganz wahr, daß ich ohne Journale keinen Tag leben könnte, da ich doch im Gegenteil eine Weltordnung anstrebe, die frei von Ungeziefer ist, aber es ist doch wieder wahr, daß ich, um die Journalisten zu bekämpfen, die Journale brauche. Denn — meine reichentwickelte Phantasie in Ehren — wie könnte ich denn das, was Meister Jacobs und sein Gesell schreiben, gebührend wür-

1 An dieser Stelle des Vortrags hat sich die immer wieder frenetisch bekundete Zustimmung des Auditoriums in dem naturhaften Zuruf einer Hörerin Luft gemacht, der von dem Motiv der Preiskonkurrenz bezogen war und zu dem mit der Gesamtheit zu applaudieren sich der Vortragende nicht enthalten konnte. [KK]

digen, wenn ich es nicht zu Gesicht bekäme? Überhaupt muß ich sagen, daß von allen Einwänden, die die Zunft gegen mich erhebt, der intellektuell dürftigste und somit preiswürdigste, aber auch der moralisch schäbigste in der triumphalen Feststellung gipfelt: »Also bitte, er ist halt doch auf uns angewiesen!« Mit dem gleichen Gelingen dürften die Einbrecher den Staatsanwalt von ihrer Unentbehrlichkeit überzeugen. (Den Einbrecherfeind, der keinen Tag ohne sie leben könnte.) Natürlich ist es irgendwie wahr, daß ich selbst Worte in Versen nicht geschrieben hätte und insbesondere nicht Sprachlehre treiben könnte, wenn ich nicht in der Welt lebte, die von den Firmen Ullstein, Mosse und Scherl geistig versorgt wird; aber ich glaube schon, daß, wenn mir die Überwältigung dieser Welt gelungen wäre und es eine schönere gäbe, ich mich geistig noch zur Not neben dem Monty Jacobs behaupten könnte, für den ich dann weit eher als für mich Arbeitslosigkeit befürchte. Meines Erbarmens kann er insofern schon heute versichert sein, als ich trotz alledem glaube, daß seine Ehrlichkeit größer ist als seine Begabung, die bei der Preiskonkurrenz ausschlaggebend war. Denn er kann, wie immer er sich in der heillosen Situation, in die er durch mich geraten ist, auch bemüht — er kann schließlich trotz der bleiernen Langwelle, die er über den Saal gebreitet sah nicht umhin, den »gewaltigen Applaus« zuzugeben, der einem endlosen Akt folgte und in welchem mich vor den Vorhang treten zu sehen, auf ihn »immer beruhigend wirkt«. Er glaubt in diesem Umstand »meine Tragik« erblicken zu können, nämlich »die Intensität«, mit der ich Menschen brauche, ganz »wie der Zeitungsfeind vom Zeitunglesen lebt«. Ob gerade die Lektüre der Vossischen geeignet sein müßte, mich zum Zeitungsfreund zu machen, wollen wir dahingestellt sein lassen. Doch Jacobs ist ein Durchschauer. Er hat ganz richtig beobachtet, daß ich zahlreichen Hervorrufen Folge leiste; nur daß es auf ihn gar so beruhigend wirkt, mich solches Gemeinschaftsbedürfnis auf Berliner Boden betätigen zu sehen, das glaube ich ihm nicht.

Wenn ich aber dafür glaube, daß ich mit der Zuerkennung des ersten Preises das Richtige getroffen habe, so kann ich mich doch eines leisen Zweifels nicht erwehren, ob ihn nicht auch andere verdient hätten. Fritz Engel vom Tageblatt hat mit dem zweiten Preis, Paul Wiegler von der B. Z. am Mittag mit einem Trostpreis vorliebnehmen müssen, Engel, für den eine gewisse Unschuld einnimmt und der Sympathien gewinnt, weil er einen besonders schweren Stand hatte, hat sich mit den natürlichen Mitteln, die ihm gegeben sind, schlecht und recht aus der Affäre gezogen. Er hatte zwar nicht die Aufgabe, die Anerkennung mit einer persönlichen Wut zu verbinden, wohl aber mit der der Redaktion, und das ist noch schwerer. Er machte es so: Er nennt mich »Mann von starkem Talent« — mit dem jetzt beim Berliner Tageblatt üblichen Mangel an Artikel —, aber auch »nicht geringem Dünkel«, wobei er das Wahrwort zitiert, das er einmal über mich geprägt habe: »Mönch von der Bruderschaft der Selbstanbetung«. Damit spielt Engel offenbar auf die auch schon in Berlin bekannte Eitelkeit an: das erste, was von mir über den Anhang hinaus ins Publikum dringt, das Leitmotiv jeder Betrachtung, das er indes kaustisch variiert. Richtig ist aber daran nur, daß ich einer Bruderschaft angehöre, die Engels Redaktionskollegen nicht anbetet; für die Selbstanbetung jedoch verzichte ich natürlich auf jede Gesellschaft; die Andacht verrichte ich von alleine. Engel, der im Grund ein armer Teufel ist, gibt offen zu, daß er befangen sei, indem er sich durch die Fehde »etwas gehemmt« fühle, »in der ich mit einigen ihm nahestehenden Männern lebe«. Er meint natürlich die fade Fehde; da diese aber nicht erschienen ist, so wäre er eigentlich außer obligo, und er fühlt darum auch, daß schon durch die bloße Feststellung »diese Hemmung bereits verschwindet«, so daß er beschließen kann, objektiv zu sein.

Tatsächlich stellt er auch sogleich fest, daß die »Unüberwindlichen« als Drama »sicherlich kein Wert sind«, sondern Journalistenarbeit. Er vermißt ferner den »visionären Fernblick«, den das »Traumstück« schon vermöge seines Titels hatte. Dagegen steht er nicht an, zu erklären, daß die Zeitsatire voll spitzer und bohrender Wucht sei und daß »wir alle« die Wut gegen den vorgeführten Erpresser empfinden. Freilich stellt sich auch da ein Häkchen heraus:

Kraus verzichtet natürlich, d. h. seiner Natur gemäß darauf, *mitzuteilen*, daß es neben den Bekessys die vielen gibt, die ihr Gewissen und *ihre Weste hüten*.

Wer noch sonst einen Mund habe zum Sprechen

darf doch sagen, daß diese Einseitigkeit ebenso ungerecht wie gefährlich ist.

Dieser Vorwurf trifft mich hart, aber zu Unrecht. Engel kennt wohl nur den verstümmelten vierten Akt der Aufführung, nicht den Text des Buches. Wiewohl ich dramatisch nicht verpflichtet wäre, irgendetwas mitzuteilen, so habe ich doch gerade die Herren, die ihr Gewissen und insbesondere ihre Weste gehütet haben und denen es gelang, die Wut gegen den Erpresser nach dessen Vertreibung zum Ausdruck zu bringen, repräsentativ vorgestellt, also die Vertreter jener anständigen Journalistik, deren Erbärmlichkeit nichts zu hoffen übrig läßt als die Rückkehr des ehrlichen Naturerpressers, wie sie im Schlußakt eskomptiert ist, dessen Sinn dem ahnungslosen Engel verborgen blieb. Meine Einseitigkeit und Ungerechtigkeit, die mich zum Beispiel heute abhält, mitzuteilen, welche Kritiker der »Unüberwindlichen« keinen Preis erhalten haben, kann mir gerade in den »Unüberwindlichen« nicht zum Vorwurf gemacht werden, wo vor dem Tanz auch die Verachtung der »anständigen Journalistik« sämtlicher Parteien in ihre Rechte tritt, des Gesindels, das im Strahlenglanz der Polzeibiederkeit den Triumph einer Befreiung feiert, deren Vollbringer sie totgeschwiegen haben. Das Berliner Tageblatt, das sich über Einseitigkeit und Ungerechtigkeit beklagt, hatte damals post festum einen Mund zum Sprechen über die, die gekuscht hatten, und zum Schweigen über den, der als der Einzige gesprochen hatte. Der Kritiker des demokratischen Blattes hat aber auch den Einfall, den Herrn Schober, die sancta simplicitas, die auch kompliziertere Juden hineinlegt, gegen meine Ungerechtigkeit zu schützen und sein Charakterbild schon durch den Umstand rehabilitiert zu finden, daß er gegen sein Auftreten auf der Berliner Szene nichts vorgekehrt, »kein Verbot erlassen oder angeregt«, »nicht auf den Knopf gedrückt« hat. Das habe ich allerdings, als ich die »Unüberwindlichen« schrieb, noch nicht voll und ganz wissen können und darum auch nicht berücksichtigt. Höchstens eben insoweit, als ich den Präsidenten Wacker über alle Anwürfe zur Tagesordnung schreiten lasse. Engel scheint ein gründlicher Kenner meines Kampfes zu sein, der sich doch gerade gegen einen Typus richtet, den sein eigenes Walten außerstande setzt, auf den Knopf zu drücken. Durch weit mehr als hundert Angriffe und Vorträge habe ich ihm dazu eine Gelegenheit gegeben, die er ungenützt verstreichen ließ, wissend, daß die Benützung ihn zum Symbol des österreichischen Bürgertums untauglich gemacht hätte. Wie aber der österreichische Bundeskanzler, der er dann nicht geworden wäre, es anstellen sollte, das Verbot einer Berliner Aufführung zu erlassen und auf welchen Knopf er da drücken könnte, außer auf den, den er den Autobanditen abgenommen hat, das muß einem schon ein demokratischer Journalist sagen. Es nimmt Herrn Engel für den Mann ein, den ich als Opportunisten, als Heuchler, als einen »Wischiwaschi und Schlamperer« hinstelle. Aber er ahnt nicht, daß die Tole-

ranz, die er ihm nachrühmt, dieses Charakterbild erst abrundet <sup>1</sup>. Was ist's aber mit der Ermordung der neunzig, die ja auch im Stück vorkommt? Da bringt Engel ein durch Schlichtheit rührendes Apropos an:

Der Julitag freilich, an dem Schobers Polizei in die Menge hineinschoß, dieser trübste aller Sommertage, ist nicht vergeßbar.

Und würdigt die »furchtbare Anklage« des vierten Aktes: den nicht verboten zu haben dem Angeklagten zur Ehre gereicht. So teilt man sich halt ein. Was den Beifall betrifft, so muß zwar — mit einem nolens, das ein volens überwiegt — zugegeben werden, daß er groß war, doch habe ich mich linkisch verbeugt, »vielleicht mit Absicht«:

linkisch, aber nicht verlegen; das Auge des Einsiedlers kontrolliert mit großer Kühle ins Publikum hinein.

Noch besser das Auge des Kritikers. Engel ist ein Durchschauer wie nur Jacobs und macht sich gleichfalls wegen meiner Tragik Sorgen. Er hat die Eitelkeit erkannt und zum Schluß gar enthüllt, wo er es bezeichnend findet, daß »Arkus« der einzige Anständige des ganzen Stückes ist. Denn nicht ohne Kaustik schließt er:

Anagramm. Wer wird das wohl sein, der einzige Ehrenmann des Stückes, der Publizistik, der Stadt Wien, Deutsch—Österreichs, Europas, des orbis tertarum?

Fritz Engel

Nein, nicht Fritz Engel, sondern ich. Vergebens, ihm den Schlüssel zu dieser Figur zu entwinden! Wacker mag Zörgiebel sein, Camillioni ein Sklarek, Barkassy Bruhn — aber Arkus, das ist doch unverkennbar Kraus selbst! Engel hat recht, nur möge er es entschuldigen und einsehen, daß die Einführung meiner Person in diese durchaus erlebte dramatische Aktion unvermeidlich war, ohne daß ich darum freilich den Arkus als den einzigen Ehrenmann der Welt hingestellt hätte. Es ist nichts als die gestaltgewordene Forderung, daß Wien von dem Erpresser befreit werde, und da sie eben kein anderer vertreten und durchgesetzt hat als ich, so mußte ich mich schon, wenngleich in der undankbarsten Rolle des Stückes, einführen. Ich lasse doch sogar von meiner Eitelkeit sprechen, was will man mehr! Engel sollte so viel Verständnis für meine Lage haben, wie ich für die seine. Ich weiß, daß er vor der Tatsache und dem Erfolg der »Unüberwindlichen« als Mitglied einer Redaktion, mit der ich vielfach vor Gericht zu tun habe, einen schweren Stand hat. Er hat es gemacht, so gut er konnte, und der zweite Preis ist keineswegs zu verachten.

Wiegler von der B. Z. hat trotz einer alten Wunde, die brennt, eine gewisse Unbefangenheit bewährt. Er meint, daß ich, fanatischer Zeitungsmensch, bloß »aus Gründen der Polemik« die Opfer des 15. Juli räche, rühmt mir »professionellen Furor« nach, will aber im vierten Akt »ein Umschlagen ins Falsett« bemerkt haben. Hinsichtl und Rücksichtl werden nämlich tollwütig und »zerreißen durch ihre Schreie, in mehrfacher Wiederholung, die Weihnachtsbescherung im Polizeipräsidium«. Die Leser der B. Z. dürften also verstanden haben, daß mir da eine Stilwidrigkeit unterlaufen ist. Wiegler meint es vielleicht nicht so, aber dem Zwang, jede anerkennende Bemerkung mit einem hämischen Vorzeichen zu versehen, vermag seine Ausdrucksfähigkeit nicht standzuhalten, und seine Intelligenz ist nicht zureichend, jeden Unsinn noch vor der Drucklegung zu bemerken. Mit Jacobs und Engel teilt er das Raffinement, mir den größten Tort damit anzutun, daß er mich einen Journalisten nennt, in der Art mancher selbstlosen Berufe, den eigenen Titel als

1 Der Knopf hat sich bald danach, noch vor der zweiten Aufführung gefunden; ohne daß die demokratische Presse Aufhebens machte und ohne daß Engel von seinem Schober enttäuscht war.

Schimpf zu vergeben. Daß er mich einfach den »Undramatiker Karl Kraus« nennt, mag darauf zurückzuführen sein, daß er weder von mir noch vom Drama etwas versteht und auch nicht vom Hörensagen weiß, daß in einer Zehe des linken Fußes, mit dem ich treten kann, mehr Theatergefühl lebendig ist als in einem ganzen Berliner Theaterkritiker. Aber das macht nichts, er hat lange genug Geduld mit mir gehabt:

Die Chor—Couplets, ein Operetten—Ehrgeiz des Autors, sind *noch immer nicht gut*.

Wenn er mir nur helfen wollte, damit ich vor Brammer und Grünwald nicht so dastehe. Er hat gewiß Qualitäten, auf die man ihm nur noch nicht gekommen ist. Sein Stil ist glitzernd und verwirrt nur etwas durch eine Fülle von mangelnden Einfällen. Man wird zugeben, daß er einen Trostpreis verdient hat.

Einen Ermunterungspreis bekommt Sterno oder Sternaux, ich weiß nicht, wie man das ausspricht, der Mann, der im Lokal—Anzeiger ein diplomatisches Nachspiel zu den »Unüberwindlichen« angeregt hat. Wenn es nicht dümmer ausfällt als seine Kritik, bin ich's zufrieden. Diese war freilich nur eine Probe, nach der ich über die Individualität nichts Abschließendes sagen kann, weshalb ich ihm eben den Ermunterungspreis zuerkannt habe. Die anderen Herren, insbesondere den von der Vossischen fürchte ich für meine nächste Aufführung ungünstig beeinflusst zu haben, so daß sie ihr vielleicht nicht mit voller Unbefangenheit entgegetreten und am Ende gar das Referat niederlegen werden. Das wäre mir überaus peinlich, wir Leute vom Theater sind auf die Presse angewiesen, und da ließe ich mit mir reden. Um keinen Preis, den ich zu vergeben habe, möchte ich die Herren verstimmen und schließlich, wenn ich mir so die einzelnen Bewerber anschau, bin ich geneigt, mich dem bescheidenen Vorbehalt des Berliner Tageblatts anzuschließen und zu sagen, daß ja die Preisfrage nicht im Sinne einer endgültigen Entscheidung aufgestellt ist. Ich habe auch nichts dagegen, daß die Herren mit dem, was von ihnen bleiben wird, noch nach fünfzig Jahren überprüft werden, da ich auf den Berliner Boden die echt wienerische Devise mitzunehmen denke: Fortleben und fortleben lassen!

---

#### NACHSCHRIFT

Von der inzwischen erfolgten Aufführung der »Letzten Nacht<sup>1</sup>« bleibt das Ergebnis der Konkurrenz schon darum unberührt, weil die Preisträger, wie zu erwarten war, zurückgetreten sind. Froh, ihr Schäfchen im Trockenen zu haben, verzichteten sie auf die Ausübung des Referats, dem sich infolgedessen andere, teils von berufswegen teils aus Neigung, unterzogen. Mit der Unbefangenheit, die die Prämierten nicht mehr in vollem Maße aufgebracht hätten, gingen sie ans Werk, aber auch mit der Entschlossenheit, nicht nur mit jenen um die Palme zu ringen, sondern auch den Sieg, den die Berliner Presse durch die »Unüberwindlichen« erlitten hatte, auszuwetzen. Das wahre Schauspiel, das da aufgeführt wurde, war nicht die »Letzte Nacht«, mit deren Problem ja die lebendigste Regie, die hingebendste Arbeit an Wort und Bild und die künstlerischste Begleitmusik nicht fertig werden — Leistungen, die für die Vertreter des nichtsnutzigsten Berufes vergeudet waren. Nein, der erschütternde Eindruck war der Vorstellung zu verdanken, daß eine Geistigkeit, unmittelbar dem Milieu der Hyänen angeschlossen, über die »Letzte Nacht«

1 Die letzte Szene der »Letzten Tage der Menschheit«

zu Gericht saß und sie teils von der Zeit, teils von den Plünderern überholt fand. Die da sind, da zu sein, waren da; denn wehe der Direktion, die sie nicht rief. Zeittheater genug, wenn Analphabeten meinen Vers tadeln und Schieber das Werk, worin unter anderm die Vision und Prädiktion des das Leichenfeld überwuchernden Presseballs vorkommt, als unzeitgemäß abtun. Nicht der von Schuldbewußten anerkannte Mut vor dem Kriegsgericht 1917, sondern die Aussage vor dem Weltgericht ist das Faktum, vor dem sie sich alle für befangen zu erklären hätten. Doch die leibhaftigen Kriegsberichterstatter fanden es gut hier stehen zu bleiben und hatten den Mut, diese Schlacht zu beschreiben: das Mütchen, das man in Vertretung abgekämpfter Kollegen und für diese zu kühlen Gelegenheit hatte. Aber es könnte sich herausstellen, daß hier noch etwas geschehn kann, da der Punkt vom Feind zu gut eingesehn ist. Mit einem Wort, daß neue Kräfte eine neue Konkurrenz erfordern. Für diesen Fall kann heute nur angedeutet werden, daß die Mannschaften, aus denen die Preisträger bei den »Unüberwindlichen« hervorgegangen sind, auch diesmal in Ehren bestanden haben. (Mit Ausnahme des Lokal—Anzeigers, dem eine ganz verständige Kritik passiert ist.) In Theater— und Literaturkreisen war das Gerücht verbreitet, daß Felix Hollaender vom 8—Uhr—Abendblatt die Anwartschaft auf den ersten Preis habe. Kommt gar nicht in Frage. Die Sensation, die sein Auftreten erregt hat, war sicherlich nicht unverdient, schon in Anbetracht der Verve, mit der da ein Nestor die Gelegenheit ergriff, vor Troja zu ziehen, einer, der nicht nur eine gewisse geistige Beschränkung auf Romanthemen zu überwinden hatte, sondern speziell mir gegenüber die natürliche Befangenheit des Zeugen, der eben erst vor Gericht dargetan hat, daß er Theaterdingen total fern stehe. Für die Überraschung freilich, daß in demselben Blatt derselbe Bühnenautor, eben noch als Heros gefeiert, nun als Schmierfink geschmäht ward; für die Pointe, daß der nach einer Matinee verscharrte Patroklos als Thersites auferstand, ist nicht der Plan der kritischen Persönlichkeit, sondern das journalistische Schicksal verantwortlich zu machen. Es kommt ausschließlich auf die Art an, wie der einzelne Kritiker seine Sache durchführt. Und da bin ich gewiß der letzte, mit Anerkennung zu kargen und große Qualitäten zu übersehen, die unstreitig vorhanden sind. (Im Gegenteil möchte ich, wiewohl es sich nicht mehr um die »Unüberwindlichen« handelt, diesem prominenten Holländer danken und ihm das Wort zurufen: »Das spricht Bände.«) Aber auch ich behalte mir Überraschungen vor und werde justament nicht die Persönlichkeit prämiieren, auf die alle mit Fingern weisen. Wie beim Nobelpreis mit der Grazia Deledda soll's schon nicht ausfallen, aber daß Hollaender wenig Chance hat, kann ich schon heute verraten. Überhaupt muß allen müßigen Kombinationen entgegengetreten werden, die ihre Quelle entweder in jenem kollegialen Neid haben, der der Vossischen nicht gönnen will, daß ihrem Stab zum zweitenmal der Preis zufalle, oder in der Liebedienerei für Monty Jacobs, dessen Verdienst doch gewiß nicht geschmälert wird, wenn einmal auch Eloesser drankommt. Wer mich kennt, weiß, daß bei mir nicht Protektion, sondern sachliche Erwägung den Ausschlag gibt. Wenn man mir nicht die unbeeinflussbare Kompetenz in diesen Dingen zutraut, so lege ich das Amt nieder, und angesichts der im nächsten Heft vorliegenden Kritiken soll das Publikum selbst entscheiden. Der Preis, kann, solange ich ihn zu vergeben habe, nur einer solchen Leistung zufallen, die sich der Norm nicht entzieht; Kandidaturen, die aus bestimmten Gründen von vornherein ausscheiden, lasse ich mir nicht aufdrängen. Hollaender ist hors concours.

---

(Unverkäuflicher Anzeigenraum)

**VERLAG „DIE FACKEL“, WIEN**

**SITTLICHKEIT UND KRIMINALITÄT**

Broschiert K<sup>ö</sup> 30.—, Leinen K<sup>ö</sup> 39.—

**SPRÜCHE UND WIDERSPRÜCHE**

Broschiert K<sup>ö</sup> 24.—, Leinen K<sup>ö</sup> 33.—

**NACHTS**

Broschiert K<sup>ö</sup> 24.—, Leinen K<sup>ö</sup> 33.—

**UNTERGANG DER WELT DURCH SCHWARZE MAGIE**

Broschiert K<sup>ö</sup> 45.—, Leinen K<sup>ö</sup> 54.—

**WORTE IN VERSEN I—VIII**

Pappband je K<sup>ö</sup> 18.—, Leinen je K<sup>ö</sup> 22.—

**AUSGEWÄHLTE GEDICHTE**

Kartoniert K<sup>ö</sup> 6.—

**LITERATUR, Magische Operette**

Pappband K<sup>ö</sup> 9.—

**WOLKENKUCKUCKSHEIM**

Broschiert K<sup>ö</sup> 15.—, Leinen K<sup>ö</sup> 24.—

**TRAUMSTÜCK / TRAUMTHEATER**

Pappband K<sup>ö</sup> 12.—, Leinen K<sup>ö</sup> 15.— Pappband K<sup>ö</sup> 12.—, Leinen K<sup>ö</sup> 15.—

**DIE LETZTEN TAGE DER MENSCHHEIT**

Broschiert K<sup>ö</sup> 54.—, Leinen K<sup>ö</sup> 70.—

**EPIGRAMME**

Broschiert K<sup>ö</sup> 18.—, Leinen K<sup>ö</sup> 27.—

**DIE UNÜBERWINDLICHEN**

Broschiert K<sup>ö</sup> 30.—, Leinen K<sup>ö</sup> 39.—

**LITERATUR UND LÜGE**

Broschiert K<sup>ö</sup> 39.—, Leinen K<sup>ö</sup> 48.—

**WELTGERICHT / PRO DOMO ET MUNDO**

sind vergriffen. — Neuauflagen in Vorbereitung.

VERLAG RICHARD LÁNYI, WIEN

Zur Aufführung im Berliner Rundfunk

KARL KRAUS

**MADAME L'ARCHIDUC**

Operette in drei Akten nach ALBERT MILLAUD

Musik von JACQUES OFFENBACH

Broschiert statt Rm. 2.50 Rm. 1.—

(U n v e r k ä u f l i c h e r A n z e i g e n r a u m)

# Vorlesungen Karl Kraus

Mittlerer Konzerthausaal

## Die letzten Tage der Menschheit

B ü h n e n b e a r b e i t u n g

22. Februar, pünktlich 1/2 8 Uhr 1., 2., 3. Akt

23. Februar, pünktlich 1/2 8 Uhr 4., 5. Akt

Karten in der Buchhandlung R. Lányi, I. Kärntnerstr. 44

Verlag der Buchhandlung Richard Lányi, Wien

**Peter Altenberg: Nachlese**

Mit einem Vorwort von der Schwester des Dichters und 18 Bildern aus dem Peter Altenberg-Zimmer

Kartoniert S 5/50

Leinen S 8—

## Zusendungen **welcher Art immer sind unerwünscht.**

Tausch-, Probe- und Rezensionsexemplare der Fackel oder der Bücher des Verlages der Fackel werden nicht abgegeben.

**An Theaterdirektionen!** Die Bitte um Einsendung von Lesexemplaren zum Zweck der Prüfung kann nicht gewährt werden, da eine Einreichung der im Verlag der Fackel erschienenen dramatischen Werke auch dann nicht stattfindet, wenn die Initiative der Theaterdirektion vorliegt. Die Entscheidung hat auf Grund des Ankaufs eines Exemplars zu erfolgen; die über ungedruckte Offenbach-Bearbeitungen auf Grund des Besuches der Vorlesung.

Inhalt der Nummer 820—826, Ende Oktober 1929:

Motto / Befriedung durch Lippowitz / Glossen / Verkehrsregelung /  
Glossen / Was tut sich in Ischl? / Glossen / Die Wohnbaukantate /  
Notizen / Le papillon est mort / Karl Kraus et la lutte contre la  
barbarie / Ein Fall von Gedächtnisschwund in Wien / Glossen /  
Die Freundlich-Ernsten / Glossen / Neue Ideen / Glossen /  
Das kulturelle Niveau

Eigentümer, Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus,  
Druck von Jehoda & Siegel, sämtlich in Wien III., Hintere Zollamtastraße 3